

O. P. Zier

**Berichte eines Landeis**  
Kolumnen aus vierzehn Jahren

tandem : essay 6

# Inhaltsverzeichnis

## 2009

Höchste Eisenbahn	7
Musik von gestern – ganz heutig	10
Thomas Bernhard im Heimatmuseum	13
Autofahrer unterwegs	16

## 2010

Wo bleiben die Originale?	19
Upgrade der Biografie	22
Klatsch und Strickhaube	25
Urlaub	28
Nachurlaub	31
Von Vor- und Nachteilen	34
So long, Christian!	37

## 2011

Kindheit ohne Mattscheibe	40
Zynismus und Korruption	43
Rad und Gebirge	46
Datenvorrat	49
Ossis bei den Ösis	52
E-Books und vieles mehr	55

## 2012

Mangel und Fantasie	58
Der abgewertete Mensch	61
Echt?	64
Konsumwelten	67
Wasserspiele	70
Zeitsprünge	73

## 2013

Ganz ohne Handy	76
Beschiss	79
Mein 1913	82
Berlin	85
Der Berti und die Schwarzen Schwäne	88
Der Rois-Rois und die Seele der Sprache	91

## 2014

Die Post geht ab	94
Erstmals Leiche	97
Die Alten in neuen Zeiten	100
Bericht eines Landeis	103
Als ich noch Sidekick war	106
Ich, George Clooney	109

## 2015

Winter und Sport	112
Nur aus dem Kopf	115
Wenn das Leben schreibt	118
Als die Zeit gratis war	121
Kopfreisen	124
Meine Mutter	127

## 2016

2016?	130
Wer ist wer?	133
Alte ahmen Junge nach	136
Betrugsreigen	139
Titel-Paradies	142
Pressen und Pressieren	145

## 2017

Altes neues Jahr?	148
Dinos unter sich	151
Jubiläen	154
Theater ohne Theater	157
Leben im Museum	160
Stichproben	163

## 2018

Ohne Zweitleben	166
Leben in der Festung	169
Eine Fortsetzungsgeschichte	172
Wiedersehen nach 50 Jahren	175
Wege	178
Mitraucherhölle	181
Auch eine Weihnachtsgeschichte	184

## 2019

Der ökologische Fußtritt	187
Aus der Geschichtswerkstatt	190
Fern von Strache & Konsorten	193
Unvergessene Ratzi	196

## 2019

Heimos hellwache Siebenschläfer	199
Supergauleiter	202

## 2020

Undurchlässig	205
Immun gegen Langeweile	208
Ich rase, also bin ich!	211
Der Würger und ich	214
Auch im Lockdown rast die Zeit	217

## 2021

Mein proteinreicher Spitzname	220
Wiedersehen mit dem Reizpo	223
Friedhofsruhe	226
Glaubenskriegeralptraum	229
Sonnenschein und Rattenlinie	232

## 2022

Rückschau aus dem Club 67	235
Cowboy mit Schießverbot	238
Festspiele – von Lend aus gesehen	241
Die Sache mit Luitpold	244
Gedenken	247

## 2023

Mein Proust-Effekt	250
Milo – mein Präsident	253
Die Jahrhundertfrau	256
Walter aus Lebenssee	259



## Höchste Eisenbahn

„Es ist höchste Eisenbahn!“ war in meiner Kindheit in den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Lend im Pinzgau ein gern benutzter Ausspruch meines Vaters. Es ging ihm dabei um alles Mögliche, aber natürlich niemals um die Eisenbahn selbst.

Heute scheint der Ausspruch vor allem für die Eisenbahn zu gelten, wenn man als Bahnkunde – auf dem Land ohnehin zu einem dritter Klasse geworden, seit bei Zugverbindungen nur noch die Metropolen zählen – Verblüffendes erfährt: Während beim Lohn für die gefährvolle Tätigkeit von Verschubarbeitern um jeden Cent gefeilscht wird, verzocken höchstbezahlte Vorstandsmitglieder mit leichter Hand Millionenbeträge bei Finanzspekulationen, da sich die Bahn ja rechnen muss! Der Betrieb selbst weist inzwischen Merkmale absurden Theaters auf: Beim Versuch, seltener mit dem Auto zu fahren, wurde ich vor Jahren zum „Vorteilscard“-Eigner. Als die Fahrscheinautomaten aufgestellt wurden, zog ich mir dadurch unbeabsichtigt am Bahnhof St. Johann zwei Todfeinde unter den Schalterbeamten zu, da mich die Vorteilscard an die Nutzung des Automaten band, gegen den sich die beiden ungeachtet der Tatsache, dass man

auch die Schalteröffnungszeiten reduzierte, in einem erbitterten Abwehrkampf befanden, in dem sich der Automat anfangs noch durchaus zu ihren Gunsten verhielt und oft defekt war. Unvergesslich, das höhnisch-befriedigte Zucken um die Mundwinkel des Beamten, als ich ihn bat, die Störung des Geräts weiterzumelden und er mich beschied: „Die werden es schon merken.“ Die Maschine lieferte dem Mann einen weiteren Triumph, indem sie keine zu hohen Geldscheine akzeptierte, worauf am Schalter bald ein Schild erschien, dass hier kein Geld gewechselt werde. Automat und Schalter gehörten also zwei feindlichen Lagern und nicht ein und derselben Firma an, hatte man bald den Eindruck.

Weiter hartnäckig ans Klima denkend, überraschte mich die Bahnführung mit bizarren Vertreibungsvorschriften wie der, dass sie untersagte, auf der Strecke von St. Johann im Pongau nach Linz die Fahrt in Salzburg zu unterbrechen, um dort einen Termin wahrzunehmen. „Ist nicht erlaubt“, ließ mich der Kondukteur mürrisch wissen. Da Schaffnerinnen und Schaffner heute nur freundliche Menschen sind, beschlich mich bei dieser einzigen Ausnahme auch ein heimeliges Gefühl, wurde ich doch an meine Jahre als Fahrschüler erinnert, als Schaffner Jugendlichen gegenüber meist als Erziehungsbeamte auftraten. Auch bei der Bahn war die alte Zeit keineswegs nur gut.

Während also die ÖBB-Zocker Züge streichen, Haltestellen eliminieren oder dafür sorgen, dass man rasant von Wien nach Salzburg kommt, um dann für die paar Kilometer in den Pongau fast genauso lange zu brauchen, wird von Neuerungen geraunt. Fast bin ich geneigt zu



glauben, dass es eher Pool und Sauna an Bord geben wird als durchgehende Züge und sinnvolle Anschlusszeiten wie damals, als mein Vater noch sagte: „Jetzt ist es aber höchste Eisenbahn!“ – und dabei nie diese selbst meinen musste.

*Samstag, 8. 8. 2009*

## Musik von gestern – ganz heutig

Am 23. Juli wurde Niki Wuchinger unglaubliche 86 Jahre alt!

Im rumänischen Banat geboren und ohnehin schon dreisprachig – rumänisch, ungarisch und deutsch – aufgewachsen, eroberte sich das absolute Naturtalent im Alter von sieben Jahren zusätzlich noch die Weltsprache der Musik: Sein Vater ließ sich eines Tages für eine Arbeit mit einer Trompete entlohnen, die es seinem Buben schon lange angetan hatte. Der siebenjährige Niki, der bereits mit fünf Jahren als Charleston-Tänzer aufgetreten war, konnte es gar nicht erwarten, bis das Instrument überbracht wurde, sondern marschierte zu Fuß ins Nachbardorf – hin und zurück vierzehn Kilometer –, um es sich abzuholen. Von nun an verbrachte er jede freie Minute mit seiner Trompete. Einiges wurde ihm vorgezeigt, noch viel mehr eignete er sich durch Probieren selbst an. Sehr bald fiel er dadurch auf, dass er Gehörtes in kürzester Zeit fehlerlos nachzuspielen vermochte. Damit war der Berufsmusiker Niki Wuchinger, der sein Leben lang nichts anderes als Musik gemacht hat und auch heute noch in unterschiedlichen Formationen auf der Bühne steht, geboren. Seine Eltern betrieben ein Wanderkino, Verwandte

waren Schausteller: reichlich Gelegenheit also für den kleinen Niki, mit seinem Instrument gegen Geld vor Publikum zu brillieren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nach Österreich gekommen, spielte er in Wiener Ami-Clubs und stand mit späteren Jazz-Größen wie Fatty George, Oskar Klein und Joe Zawinul gemeinsam auf der Bühne. Mit letzterem auch in St. Johann im Pongau! „Der Waggerl war damals unser eifrigster Zuhörer“, erinnert sich Niki.

Um mit seinem Trompetenspiel die rasch anwachsende Familie zu ernähren, gastierte er winters in mondänen Touristenzentren wie Zürs am Arlberg, im Sommer zuerst auch in Kärnten, später stets im Grand Hotel in Zell am See, wo er sich ein Haus gebaut hatte.

Als die Kinder dafür alt genug waren, tourte er mit ihnen und den (späteren) Schwiegerkindern als „Niki's Albatros“ durch Europa; sie boten Tanzmusik und Shows – Niki entlockt jedem Gartenschlauch brauchbarere Töne als so mancher seinem Instrument.

Die Gruppe löste sich auf, als Tochter Gisa als Gilla in den 1970er Jahren unter anderem den Hit „Tu es!“ landete und Nikis Schwiegersohn Harry Baiertl, aus Lend im Pinzgau stammend, zu einem international hochbegehrten Studiomusiker wurde. Als Keyboarder, Komponist, Arrangeur und Sänger engagiert für Platten- und CD-Produktionen von Milva und Meat Loaf ebenso wie für Jennifer Rush, No Mercy, La Bouche oder Pur.

Jetzt gibt es ein faszinierendes Projekt der beiden Vollblutmusiker: Harry Baiertl spielte Jazz-Standards als Gegenwartsmusik ein – komponierte viele Teile neu dazu, arrangierte aufwändig – und hatte die geniale Idee,

mit Nikis unverwechselbarem Spiel auch den Ausdruck der Entstehungszeit dieser Songs einzufangen und so die Verbindung zwischen Heute und Damals herzustellen. Zu erwerben sind diese Nummern als „StandArts“ auch ganz heutig: Via Internet auf iTunes, musicload etc.

*Donnerstag, 3. 9. 2009*

## Thomas Bernhard im Heimatmuseum

Vor genau 60 Jahren kam Thomas Bernhard als Patient der Lungenheilstätte Grafenhof nach St. Veit im Pongau, wohin der heuer vor 20 Jahren Verstorbene später jahrzehntelang als Urlaubsgast zurückkehrte – zusammen mit seinem „Lebensmenschen“ Hedwig Stavianicek, einer 35 Jahre älteren, wohlbetuchten Dame, die den jungen Hungerleider, den sie als einen von vielen Tbc-Spuckern in St. Veit kennen lernte, menschlich und materiell tatkräftig unterstützte.

Ein in der Nachbargemeinde Schwarzach von neuen Bauvorhaben in die Emigration nach St. Veit gezwungenes traditionsreiches Bauernhaus, von freiwilligen Helfern im Exil des Luftkurortes in vielen Arbeitsstunden wieder aufgebaut, wurde dort zum „Seelackenmuseum“.

Die Besonderheit dieses Heimatmuseums liegt fraglos in der rührigen und ausdauernden Pflege des Andenkens an Thomas Bernhard, dem mehrere Räume gewidmet sind, in denen auch des Umfelds gedacht wird, das für den Schriftsteller in St. Veit wichtig war: Die verarmte Kirchenorganistin Anna Janka, der Musiker Rudolf Brändle sowie der Maler Rudolf Holz, ein mittelloser Alkoholiker

und Outcast, der Auslöser für die Figur des Kunstmalers Strauch in Bernhards grandiosem Roman „Frost“ gewesen ist.

Dieses in der Gegend situierte Werk sowie der Lungenheilstätten-Erinnerungsband „Die Kälte – eine Isolation“ sorgten einst in St. Veit und Umgebung für helle Aufregung. Umso beachtlicher sind die langjährigen Bemühungen um Bernhard in St. Veit – zuvorderst getragen vom damaligen Bürgermeister Richard Donauer und dem langjährigen Kustos des Museums, Alois Reiter; beide haben Bernhard persönlich gekannt und mit ihm zusammen auch im Kirchenchor gesungen. Mittlerweile gibt es neben dem Thomas-Bernhard-Wanderweg heuer schon zum 15. Mal die Thomas-Bernhard-Tage – ab jetzt betreut von Hilde Brandstetter und Sybil Seeber. Die Bernhard-Tage – 9. und 10. Oktober – bieten einerseits Hochkarätiges aus der Wissenschaft, andererseits auch jeweils eine noch lebende Autorenstimme als Kontrast zum zwangsläufig nekrophilen germanistischen Tun, das erst richtig auflebt, wenn der betreffende Schriftsteller auch wirklich tot ist. Heuer: Kathrin Röggl. Von auswärtigen Besuchern stark frequentiert, wünschte sich Hilde Brandstetter auch mehr einheimisches Publikum.

Neben Germanisten eng mit den Aktivitäten in St. Veit verbunden und sie langjährig unterstützend, ist das Ehepaar Erika und Wieland Schmied. Sie hat viele der besten Bernhard-Fotos gemacht und ihr Mann war als damaliger Lektor im Insel-Verlag dafür verantwortlich, dass „Frost“ erschienen ist – und beide zusammen haben zuletzt den höchst sehens- und lesenswerten Prachtband „Thomas Bernhard. Leben und Werk in Bildern und Texten“ im

Residenz Verlag veröffentlicht, in dem auch der Pongau nicht zu kurz kommt.

Thomas Bernhard im Heimatmuseum in St. Veit: Ernst-hafte und geduldige Bemühung um das Verständnis für Literatur auf dem Land – ein erfreulicher Lichtblick in Zeiten kurzfristiger Events.

*Mittwoch, 23. 9. 2009*

## Autofahrer unterwegs

Meine im August an dieser Stelle veröffentlichten Überlegungen zur Eisenbahn waren den ÖBB der Startschuss, einem seither mit fast jeder Fahrt neue unangenehme Überraschungen zu bieten: Ein funkelnagelneuer „Railjet“, der nicht nur über ein bislang gewiss von allen Reisenden schmerzlich vermisstes Drei-Klassen-System verfügt, schafft endlich gut zwei Stunden Verspätung für die Fahrt von Wien nach St. Johann – eine Leistung, die ein Gefährt, das noch „Zug“ hieß, wohl nicht so locker hingekriegt hätte! Aber reicht man dann auf eigene Kosten das umfangreiche Formular ein – irgendwo in einer Schachtel fand der Schalterbeamte in St. Johann nach langem Suchen noch eines! –, das irgendeine Entschädigung verspricht, so zeigen einem die ÖBB erst richtig, zu welchen Wartezeiten sie fähig sind: Ein Monat ohne Reaktion ist seither längst verstrichen ...

Wie auch immer: Klimakatastrophe hin oder her, als auf dem Land Lebender sieht man sich mehr denn je dazu gezwungen, mit dem eigenen Fahrzeug „Autofahrer unterwegs“ zu sein.

„Autofahrer unterwegs“ hieß eine Sendung des Österreichischen Rundfunks, die in den Jahren meiner Kind-



heit, den frühen Sechzigern des letzten Jahrhunderts, zur Mittagszeit wohl in nahezu jedem der Arbeiterhaushalte in Lend gehört wurde. Und das Faszinierendste im Zusammenhang mit dieser Autofahrersendung: Sie wurde zum überwiegenden Teil von Menschen verfolgt – ganz sicher weiß ich das aus meinem heimatlichen Industriort! –, die nicht nur keinen Führerschein, sondern auch kein Automobil besaßen, und die, wenn sie damals schon Erwachsene waren, ihr Leben lang nie eines besitzen würden! Auch bei uns lief diese Sendung jahrelang, bis es zwar nicht für ein Auto, aber ein gebrauchtes Motorrad mit Beiwagen gereicht hatte.

Vielleicht lag das Geheimnis von „Autofahrer unterwegs“ schon in der schwungvollen Kennmelodie, die einen am Küchentisch so mitriss, als säße man in einem schnittigen Sportwagen. Und dann erst die putzmunteren Moderatorinnen und Moderatoren von Louise Martini bis Walter Niesner und – ja, Rosemarie Isopp.

Von 1957 bis vor zehn Jahren, 1999, wurde die Sendung zwar auf „Österreich Regional“, aber bundesweit ausgestrahlt.

Frau Isopp war längst nicht mehr vor dem Mikrophon, als ich vor einigen Jahren einem antiquarisch erworbenen Buch eine professionelle Autogrammkarte mit dem jugendlichen Porträt (einer Fellini-Hauptdarstellerin ähnlich) von Rosemarie Isopp entnahm, die – von Walter Niesner mit Grüßen versehen war.

Ein Erlebnis auch, am Küchentisch in Lend täglich gebannt Herrn Walter Prskwetz – allein den Namen empfand ich als Kind als pures Kunstwerk! – zuzuhören, wie er – live vor Saalpublikum! – die aktuellsten (einen nie und

nimmer betreffenden!) Verkehrsmeldungen verlas! Und erst recht die Idee, in einer Autofahrersendung täglich den Klang der Mittagsglocken einer Pfarrkirche ausstrahlen! Damit hatte neben der kommerziellen Werbung gewissermaßen auch der Herrgott seine tägliche Einschaltung.

*Samstag, 12. 12. 2009*

## Wo bleiben die Originale?

Im Kunstgeschehen sind sie so heiß begehrt wie eh und je, diese Einzelstücke, deren Besonderheit immer schon in ihrem einmaligen Vorkommen gelegen ist – aber wo sind eigentlich die Originale unter unseren Mitmenschen hingekommen? Ist ein wirkliches menschliches Unikum in unseren Massengesellschaften nicht inzwischen schon so selten geworden wie ein Bild von Vermeer?

Leben wir heute nicht alle gewissermaßen als *Menschen von der Stange*? Kleinmütig sich sämtlichen Konventionen unterwerfend, scheinen wir heutzutage größtenteils die Erfüllung unserer Existenz in der möglichst perfekten Anpassung unseres Denkens und unserer Lebensformen an die Mehrheit, also den statistischen Durchschnitt, zu finden. Man kann diese Unauffälligkeit auch die größtmögliche Langeweile nennen. Und in Zeiten wirtschaftlicher Probleme steigt natürlich dieser Anpassungsdruck. Obwohl sich die mächtige Durchschnittlichkeit zu allen Zeiten gegen Verhaltens-, also auch: Denkabweichler gewehrt hat. Ein erstaunliches Phänomen immerhin, befanden sich diese Originale doch stets in der Minderheit – und dennoch fühlte sich die Mehrheit der Angepassten immer von ihnen bedroht. Schnell wurden Mitmenschen

mit originellen Überzeugungen und autonomem Verhalten als Sonderlinge stigmatisiert oder zu Käuzen abgestempelt – je nach dem Grad der Bedrohung, welche die ängstliche Überzahl als von ihnen ausgehend währte. In manchen Zeiten errichtete man ihnen Scheiterhaufen und verbrannte sie als Hexen und Zauberer. Weil Nichtanpassung zwangsläufig zu einer die Angepassten provozierenden Demonstration von Unabhängigkeit und Freiheit wird.

So verwundert es wenig, dass die ausgeprägteste Form der Originalität, die Exzentrik, sich gerade in einer Schicht am besten entwickeln konnte, die sich ökonomischer Unabhängigkeit erfreute – dem englischen Adel. Aber keineswegs nur dort – Edith Sitwell hat vor langer Zeit diesen gleichermaßen merkwürdigen wie bemerkenswerten Herrschaften englischer Exzentriker ein ganzes Buch gewidmet. Dabei sparte die ihrerseits exzentrische Dame Edith nicht mit Kritik an „hirnlosen Reichen alter und neuer Provenienz sowie dem Adel, der seine Privilegien nutzlos auf Landgütern vertut“. Die der Avantgarde zugezählte Dichterin fand die Exzentriker auch vornehmlich im achtzehnten Jahrhundert. Und das war eines, in dem auch unser Land mit dem 1755 im oberösterreichischen Steyr geborenen Dichter, Satiriker und Aufklärer Aloys Blumauer eine starke und eigenwillige Persönlichkeit von höchster Intelligenz aufbieten kann. Der von dem wohl originellsten Original unter seinen Zeitgenossen – Georg Christoph Lichtenberg – Geschätzte, von Kleingeistern bezeichnenderweise auch als „Sonderling“ beschriebene ehemalige Jesuiten-Ordensbruder musste

sich dem Kaiser gegenüber dafür rechtfertigen, beim Besuch des Papstes Pius VI in Wien während des Segens als Einziger seinen Hut nicht abgenommen zu haben. Blumauer erwiderte: „Ist der Segen gut, so geht er durch den Hut.“

*Samstag, 6. 2. 2010*

## Upgrade der Biografie

Ist es nicht seltsam, dass sogar einem in seinen Fähigkeiten, sich etwas vorzustellen, das so noch nicht existiert, noch so eingeschränkten Menschen in der Regel dennoch ausreichend Fantasie auf seinen Lebensweg mitgegeben wurde, um sich dessen optimalen Verlauf auszumalen?

Und dabei geht es keineswegs nur um den Bau der bekannten Luftschlösser, sondern vermutlich viel öfter nur um vergleichsweise realistische kleine Korrekturen der Biografie, bei denen es einer Lebensgeschichte eigentlich nicht so schwerfallen müsste, sie auch zu berücksichtigen! Weshalb eigentlich hält sich dann so eine Lebensgeschichte nicht einfach an jenen optimalen Verlauf, der den Betroffenen zufrieden stellen würde? Wie jeder Wildbach doch auch sein Bett findet!

In der Kindheit beschwor man sein Schicksal, sich so zu verhalten, wie es einem am besten zusagte, nicht selten mit allerlei selbst erfundenen Ritualen: Man zählte beispielsweise bis drei – und wenn dann dies oder jenes zutraf, würde einen in der Folge Ersehntes ereilen oder Befürchtetes ausbleiben.

Um einen modischen Anglizismus zu gebrauchen, handelte es sich bei diesen kindlichen Bestrebungen gewissermaßen um den Versuch, ein Upgrade der persönlichen Biografie zu erzwingen.

Ist es nicht nachvollziehbar, dass manche Kinder, bei häufigen Fehlschlägen dieser Versuche, den eigenen Lebensverlauf über Beschwörungen günstig zu beeinflussen, sich später als Erwachsene dazu entschließen, die Erfüllung ihrer Wünsche lieber gleich in ein unbekanntes Jenseits auszulagern?

Im Diesseits, gewinnt man mehr und mehr den Eindruck, behelfen sich in einer Zeit, in der es selbstverständlich zu werden scheint, dass ein Vollzeitberuf nicht mehr zwangsläufig bedeutet, davon auch seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können, immer mehr Menschen mit kriminellen Machenschaften, wenn es darum geht, ihre eigene Lebensgeschichte zu optimieren. Erstaunlicherweise sind es aber nur in seltenen Fällen jene, die um den Lohn ihrer Arbeit betrogen werden, die sich für diesen Weg entscheiden, sondern diejenigen, die ohnehin von ihrer Biografie bereits bevorzugt behandelt werden! Wohlbestallte Richter und Anwälte, die Testamente fälschen und sich auf diese Weise Erbschaften ergaunern – wer hätte in seiner naiven Vorstellung von Rechtschaffenheit je daran auch nur gedacht? Anderen wiederum genügt es, Parteifreund eines Ministers zu sein, um aberwitzige Summen abzuschöpfen, wenn im Eigentum des Staates stehende Wohnungen verkauft werden. Ganz zu schweigen von den Waffenhändlern. Erst recht von den Bankdirektoren, die sich selbst fürstlich dafür belohnen,

ihre Institute in den Ruin getrieben und den Steuerzahlern angelastet zu haben.

Es war wohl immer schon so, sticht heute aber noch mehr ins Auge: Die spektakulärsten Verbesserungen eines Lebensverlaufes verdanken sich nicht biederer persönlicher Tüchtigkeit und Einsatzbereitschaft, sondern Abgefemtheit und Skrupellosigkeit. Die höchste Ausbeute liefert Energie in ihrer kriminellen Form.

*Samstag, 17. 4. 2010*



## Klatsch und Strickhaube

Ist in unserer kleinen Alpenrepublik ein Tag überhaupt noch denkbar, an dem uns nicht in irgendeinem noch so abwegigen Zusammenhang medial ein so genannter „Promi“ in Pseudo-Befragungen als Pseudo-Auskenner begegnet? Ein Tag also ohne die große Weisheit – um nur ein Beispiel zu nennen – eines DJ Ötzi?

Zu egal welcher Frage eine auf alle Fälle unnötige Antwort zu geben, scheint die Hauptaufgabe dieser „Promis“ zu sein. Menschen mithin, die häufig so lange den Kameras von Klatschsendungen nachgerannt sind, bis – in perfekter Verwechslung von Ursache und Wirkung – diese ihnen nachzurennen begannen. Ein kluger Mensch hat vor geraumer Zeit, als das tägliche Bild der weißen Strickhaube in den Medien auftauchte, festgestellt, dass es sich dabei um eine Hohlraumversiegelung mittels Strickhaube handle.

Das vorgeblich öffentlich-rechtliche Fernsehen ORF hat als größte Innovation hohe Summen dafür bereitgestellt, ein zusätzliches Klatschmagazin zu etablieren, das keine andere Aufgabe hat, als den überschaubaren Kreis von Menschen zum x-ten Mal täglich zu präsentieren, der sich von jenen Gratisbuffets ernährt, die den Unternehmen,

die sie ausrichten, immer noch viel billiger kommen als für Fernsehwerbung aufzuwenden wäre, um ihren Schmuck oder ihre Uhren zu platzieren.

Nachdem allerdings diese Sendung auf spektakuläre Art unter Zuschauerschwund leidet, erwarte ich als nächsten Schritt, sie unter Abschaffung der Zeit im Bild auf beiden öffentlich-rechtlichen Kanälen durchzuschalten! („Kanal“ verfügt über die passende Zweitbedeutung.)

Etymologisch steht das Adjektiv „prominent“ für „hervorragend, bedeutend, bekannt, maßgebend“. Um 1900, belehrt mich mein Lexikon, sei es aus dem gleichbedeutenden englischen „prominent“ übernommen worden. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei „Prominenz“ für „hervorragende Bedeutung, Gesamtheit namhafter Persönlichkeiten“ gestanden.

Unsere sogenannten „Promis“, Nervensägen aus Berufung und häufig „Charity-Lady“ von Beruf, willige Staffage für allerlei Unarten der Schleichwerbung, steigen gelegentlich zu offiziellen Werbeträgern auf: Firmen, die damit dokumentieren zu wollen scheinen, dass sie ihre potentielle Kundschaft für besonders dämlich halten, drehen mit diesen öffentlichen Herumstehern (Friedrich Heer) und Büffetstürmern Werbespots für ihre Produkte. Dabei wurden diese Menschen „prominent“ dadurch – denken wir ruhig an den Baumeister mit seinem Frauen-Zoo von Mausi über Bambi bis Katzi –, dass sie in völliger Hemmungslosigkeit den Selbstentblößungserwartungen von Klatschjournalisten nachkamen und daraus die Sucht entwickelten, dies mehrmals täglich zu tun.

Aber: Ist Mitleid angebracht mit diesen trostlosen Figuren, für die ein Tag einzig und allein durch die Präsenz in der

Welt des Klatsches gerettet werden kann? Ist Gleichgültigkeit überhaupt erlaubt gegenüber dieser Schar Depressiver, die sich auf diese Weise öffentlich therapiert? Oder verpflichtet uns ein Empfinden für Mitmenschlichkeit geradezu zum Hinsehen?

*Samstag, 25. 6. 2010*

## Urlaub

Es ist nur zu verständlich, wenn die Menschen all das, was ihnen das Jahr über fehlt, ohne dass sie sich oft dieses Fehlens überhaupt bewusst werden, sofern sich nicht ihr Körper meldet und – im schlimmsten Fall – über ein Burn-out-Syndrom auf dramatische Weise die Vermisstenanzeige aufgibt, in diese wenigen Wochen packen wollen, die ihnen der Gesetzgeber scheinbar dafür zugesteht: in ihre Urlaubszeit.

Das Wort Urlaub leitet sich von Erlaubnis ab – eine Person wird vorübergehend ihrer Pflichten entbunden, indem ihr gestattet wird, sich zu entfernen. Und das wird von gar nicht so wenigen Menschen sehr wörtlich genommen, wenn sie mit Urlaubsbeginn fluchtartig Wohnsitze und angestammte Gegenden verlassen und trotzdem – so weit sie auch wegfliegen mögen – im Grunde nur bei sich selbst anzukommen wünschen. Also bei jener Empfindung des Menschseins, die ihnen ein stressbestimmtes Berufsleben für die restliche Zeit des Jahres häufig verwehrt.

An dieser Stelle sei der Menschen gedacht, deren meist noch viel auswegloserer, weil sie mit Sicherheit zerstörender Stress dadurch entsteht, dass man sie gar nicht

in die Nähe eines Berufsstressses kommen lässt! Und ihr Leiden gerade in der Überfülle vermeintlich freier Zeit begründet ist, obwohl diese Freizeit angefüllt ist mit der permanenten Qual, von der Erwerbswelt und allem, was damit verbunden ist, ausgeschlossen zu bleiben. Dabei ist gerade die Kenntnis des Schicksals dieser bedauernswerten Mitmenschen unabdingbar dafür nötig, um aus den Leben der Erwerbstätigen noch mehr Profit herauszupressen.

Vor über 100 Jahren aus dem Blickwinkel dandyhafter Extravaganz formuliert, passen Oscar Wildes Worte auch auf eine neue Situation: „Gar nichts machen – das klingt nach verdammt harter Arbeit. Ich habe nichts gegen harte Arbeit, solange sie nicht irgendeinem erkennbaren Zweck dient.“ Der Zweck heutiger Arbeitsloser ist leider unübersehbar.

Für all die hingegen, deren Leben man ständig beschleunigt, um sie noch nutzbarer zu machen, gilt inzwischen das Zauberwort der Entschleunigung. So absolut erstrebenswert das ist, was es bezeichnet, schaut es heutzutage gelegentlich schon wieder danach aus, als sei es zum Startschuss für einen neuen Freizeit- bzw. Urlaubs-Wettbewerb geworden: Wer oder was entschleunigt schneller?

Schon meiner Profession wegen – Schriftsteller sind immer auch Leser – darf ich auf ein Wundermittel der Entschleunigung verweisen: Das Buch! Selbst der rasanteste Thriller entfaltet in den Lesern in kürzester Zeit eine nachhaltige Wirkung, indem er sie auf ganz wundersame Weise aus ihrer Alltagsschnelldigkeit herausholt. Was

sonst im Leben vermag so Verblüffendes zu bewirken: Selbst durch Hochspannung derart zu entspannen. Und das vielleicht Unglaublichste: Literatur gelingt dieses Kunststück unabhängig vom Ort, wo ein Buch gelesen wird – sei er das Ziel einer Fernreise oder der eigene Balkon, das eigene Bett. Und noch etwas: Wer sich in ein literarisches Werk begibt, wird bei sich selbst ankommen!

*Samstag, 31. 7. 2010*

Was für eine Lachnummer: Nach abenteuerlichen Fahrten im Leihwagen, bei dem das Warnlicht auf dem Armaturenbrett die gesamte Mietdauer hindurch nicht verlöschte – ein Alarm, der einen in Österreich sofort das Fahrzeug verlassen ließe, vom griechischen Verleiher aber telefonisch als nicht so wichtig abgetan wurde, solange das Gefährt sich ja bewege –, damit also auf handtuchschmalen, ungesicherten Gebirgsstraßen der Insel Naxos unterwegs gewesen und nach den vierzehn Tagen auch wieder wohlbehalten zu Hause angekommen zu sein, um dann so eine schmerzhaft Lachnummer zu liefern und allen Ernstes über die gerade erst ausgepackten leeren Koffer zu stolpern! Und zwar mit einer akrobatischen Leistung, die den endgültigen Sturz zwar verhinderte, aber das Stolpern so unglücklich ausfallen ließ, dass nach dem am nächsten Tag absolvierten Arztbesuch (in der Hoffnung, eine Salbe würde die Heilung beschleunigen) und dem anschließenden Röntgen im Krankenhaus der Bruch der linken Großzehe diagnostiziert wurde. Versehen mit einem Spalt-, also Liegegips und der Aussicht, nach knapp einer Woche auf einen Gehgips umgegipst zu werden – immerhin stehen viele Lesereisen an –, gilt

es erst einmal, mit den Krücken und der täglich selbst zu setzenden Thrombosespritze zurechtzukommen, ganz zu schweigen von all den anderen Problemen, die plötzlich auftauchen. Und dies bei einer Lappalie von Verletzung!

Dabei: Was hat sich nicht alles zum Positiven verändert, seit ich das letzte Mal als Schüler im Krankenhaus Schwarzach mit gebrochenem Knöchel oder angesprengtem Fersenbein – als riskant in den Slums von Lend lebendes Straßenkind winters wie sommers eine verlässliche Kundschaft der Unfallabteilung – als Gipspatient verbrachte. Das hieß damals zuallererst häufig: Ein Bett auf dem Gang – in langer Reihe mit anderen, die auch keine Aufnahme in eines der riesigen Krankenzimmer (der wievielten Klasse eigentlich?) mehr gefunden hatten –, in dem die ganze Nacht die Notbeleuchtung eingeschaltet bleiben musste und der erfüllt war von Schnarchen, Furzen und Stöhnen sowie einem intensiven, lauwarmen Geruchsgemisch, das nicht unbedingt seinen Weg in die Angebotspalette eines Dufterzeugers gefunden hätte, zumal die Schwestern in einem fort auch die vollen Leibschüsseln vorbei tragen mussten. Als Kind empfand ich das mangels anderer Erfahrungen mit dem Spital als ganz normal.

Heute: Ein erfreulich effizienter Ablauf und sympathische Jungärzte. Als Kind hatte ich nicht selten noch mit ehemaligen Wehrmachtsärzten zu tun, für die ein richtiger Arbeitstag zumindest mit einem Bauchschuss beginnen und nicht unter einer Amputation enden sollte und denen ein Knöchelbruch geradezu zur zivilen Demütigung wurde.



Als Opfer einer Lachnummer so mühsam auf den leichten Alu-Krücken humpelnd, ringen mir nachträglich die Patienten dieser Weltkrieg-II-Ärzte Bewunderung ab, die Kriegsversehrten meiner Kinderzeit, die auf selbstgeschliffenen wirkenden Krücken ein Höllentempo vorgaben, als sei das ein Kinderspiel.

*Samstag, 9. 10. 2010*

## Von Vor- und Nachteilen

Stellen Sie sich bitte ein kleines Dorf im Salzburger Gebirge vor, das über einen vom eigentlichen Kern abseits gelegenen Ortsteil verfügt, dessen Bewohner ihr Dorf mit Fahrzeugen nur über sehr weite Umwege oder zu Fuß beschwerlich auf einem langen, schmalen Wanderpfad erreichen können. Wer also von dort ins Dorf zur Arbeit muss, zur Kirche will oder am geselligen Leben der Dorfgemeinschaft teilnehmen möchte, hat große Anstrengungen (und Kosten) auf sich zu nehmen.

Als nach langen Jahren des Bemühens um eine akzeptable Verbindung des Dorfkerns mit diesem landschaftlich reizvollen Teil endlich die Mittel dafür bereitgestellt und alle Besitzer der am künftigen Weg gelegenen Anwesen gewillt sind, sich an dieser Erschließung zu beteiligen, somit also der wundersame Zustand erreicht ist, dass es keine Verlierer, nur Gewinner dieses Projektes gibt – und zwar über Generationen hinweg weit in die Zukunftweisend, da klar ist, dass es für dieses Vorhaben vermutlich nie wieder so eine Finanzierung geben dürfte –, wird es doch noch zu Fall gebracht.

Lange zurückliegende Vorfälle, Versprechen und Zwistigkeiten zwischen Vorfahren von beteiligten Familien

werden ins Treffen geführt, um dieses auch ökologisch höchst sinnvolle Projekt zu verhindern.

Der Hinweis auf alte Abmachungen, mit dem sich derjenige, der das Vorhaben im letzten Moment durch Verweigerung von ein paar Quadratmetern Grund gestoppt hat, danach selbst beruhigt, darf einen nicht ablenken von dem Phänomen, das in Wahrheit für ihn und jene, die ihn bestärkten, ausschlaggebend gewesen sein dürfte. Ein merkwürdig kompliziertes Phänomen, das eine Person dazu verleitet zu denken (eher wohl: zu fühlen), der Vorteil eines anderen Menschen werde automatisch zum eigenen Nachteil.

In dieser Logik gefangen, verzichtet so jemand dann lieber auf seinen eigenen Vorteil, um nicht den Vorteil anderer als eigenen Nachteil empfinden zu müssen!

Stellen Sie sich bitte noch etwas vor: Sie haben gerade ihre Wohnung von Grund auf renoviert, als Sie an Wänden nasse Flecken bemerken und es von den Decken zu tropfen beginnt: Ein Wasserschaden. Wasser, das von höher gelegenen Wohnungen bis zu Ihnen ins Erdgeschoß unterwegs war. Obwohl es zwischendurch mühelos zu stoppen gewesen wäre, ist dies unterblieben. Und da erinnern Sie sich an die vorab erzählte Weggeschichte. Weil Ihnen auffällt, dass der Denkvorgang von dort auch umgekehrt zu funktionieren scheint: Der Schaden eines anderen wird zu meinem Gewinn! Und für diesen Gewinn nehme ich gerne den eigenen (Wasser)Schaden in Kauf!

Nachdem *Sie* sich all das vorgestellt haben, stelle *ich* mir vor, dass *Ihnen* so etwas widerfährt, obwohl Sie nicht als

Schriftsteller von Berufs wegen geradezu verpflichtet sind, den menschlichen Charakter zu studieren, sobald Ihnen das Leben über die seltsamsten Erfahrungen zum Rohstofflieferanten wird (gelegentlich – wie hier – zu stark überhöhten Preisen, zugegeben). Denn Sie hätten dann von all dem leider keine Vor-, sondern *nur* Nachteile.

*Samstag, 11. 12. 2010*

## So long, Christian!

Die Buchausgabe seiner Hörspiel-Krimi-Parodie-Serie „Schweigen ist Blei“ eröffnete Christian Wallner mit dem Satz: „Well, ich fühle, wir stehen am Anfang einer längeren Freundschaft.“ Dass unsere lange Freundschaft jetzt zu Ende ist, lässt sich kaum ertragen!

Seit ich im literaturfernen Industrieort Lend als Schriftsteller zu denken und als siebzehnjähriger Schüler im Popradio Ö3 zu veröffentlichen begann, war mir der sechseinhalb Jahre ältere Christian über seine vielfältigen literarischen und publizistischen Aktivitäten vertraut. Als in St. Johann der rührige Mittelschulprofessor Hans Witke Autoren in die Schule lud, war Christian der erste und ich durfte ihm folgen. In umgekehrter Reihenfolge debütierten wir später neben dem zu Recht nun mit dem Büchnerpreis ausgezeichneten Walter Kappacher im damals sehr gut beratenen Alfred Winter Verlag als Buchautoren. Seinem Band „Freund und Feind“, Gedichte und Notate, stellte Christian den programmatischen Satz voran: „Die Gesellschaft ist für ihre Stützen untragbar.“ Der sowohl durch die Trakl-, als auch die Brecht- und Tucholsky-Schule Gegangene hielt in seinem Gedicht „WIRTSCHAFTSKUNDE“ zur Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Fama fest: „das schwerste dabei / ist nur die erste million // teller.“

Wir haben uns immer wieder getroffen. Und auch nach längeren Abständen war es stets so, als wären wir erst am Vortag beisammen gewesen – eine Nähe aus Wertschätzung verbraucht sich nicht! Wie spontan er sie ausdrücken konnte, bleibt mir unvergessen: Vor Jahrzehnten saßen wir in Burghausen – mit deutschen Autorenkolleginnen und -kollegen zu einer Gemeinschaftslesung eingeladen – nebeneinander auf der Bühne, wo ich erstmals noch unveröffentlichte Epigramme las und Christian am Ende bei eingeschaltetem Mikrofon meinte: „Lies do weida, lies no a poa!“

Auch wenn wir uns längere Zeit nicht begegneten, lasen wir voneinander. Christians Kolumnen in dieser Zeitung waren neunzehn Jahre hindurch verlässlich der Ort, wo auch – nicht nur – der politische und gesellschaftliche Irrwitz einer oberflächlichen Promi- und Blender-Welt und ihrer Funktionärs-Pendants aus allerlei Regierungen dank analytischer Intelligenz und pointierter Formulierung als jener Witz kenntlich gemacht wurde, der sich unermüdlich erneuert.

Christian Wallner war ein solidarischer und großzügiger Kollege. Unser leider letztes persönliches Beisammensein begann mit einer E-Mail von ihm: „... wir saßen vorgestern mit Freunden zusammen und diskutierten eifrig über Deinen jüngsten Roman ... da kam mir die Idee, dass ich Euch einlade und bekoche (mögt Ihr z. B. Tauernlammkeule?)“ Apropos Euch: Unsere Ehefrauen teilen sich denselben Vornamen und wir alle uns die exzentrische Verhaltensauffälligkeit des Nicht-Geschieden-Seins. Und dies nicht, weil Agnostikern der Glaube fehlt – dass etwas Besseres nachkommen könnte. Übrigens: Christians

Lammgericht hätte selbst eingefleischte Vegetarier schwach werden lassen.

Christian Wallner fehlt sehr – uns und den Nachkommen!

*2010 geschrieben, unpubliziert*

## Kindheit und Matscheibe

Als Kind kannte ich noch Menschen, die ihre frühe Kindheit automobilfrei durchlebt hatten. Für heutige Kinder klingt es vermutlich ähnlich exotisch, dass ich noch zu jenen Kindern gezählt habe, die ohne Fernsehen aufgewachsen sind. Genauer: unsere Familie besaß keinen Fernsehapparat.

Meine früheste Fernseherinnerung: Mein Freund Werner wohnte damals mit seiner Familie in der Villa des Schustermeisters Brutar. Und die Familie Brutar zählte in Lend zu den frühen Besitzern eines Fernsehgerätes. Eines frühen Winternachmittags war ich mit einer Schar von Kindern dort, um im Fernsehen eine Schisprungübertragung zu verfolgen. Dieses Ereignis hatte natürlich wenig mit dem zu tun, was privaten Fernsehkonsum in den eigenen vier Wänden ausmacht. Und so blieben mir seine Begleitumstände deutlicher im Gedächtnis als das Fernsehereignis selbst: Da war vor allem die gestrenge Frau Brutar – ihr gutmütiger, von mir immer nur als gelassen und amüsiert vor sich hin schmunzelnd erlebter Ehemann tauchte nur einmal lächelnd in der Tür des Wohnzimmers auf, in dem der Apparat stand –, die uns Zuseher im Vorhaus Winterkleidung und Pelzstiefel ablegen ließ und den wilden



Haufen so mühelos dirigierte, dass alle Kinder verstummten und bald reglos auf den in mehreren Dreierreihen aufgestellten Stühlen vor dem Apparat saßen. Eingepägt hat sich mir auch das Empfinden von Unnatürlichkeit, an einem frühen Winternachmittag in einem Raum mit zugezogenen Vorhängen zu sitzen, um auf einen Kasten mit Schwarzweißbildern zu starren, wo uns Straßenkinder üblicherweise auch im Winter um diese Tageszeit nur eine schwere Grippe samt Brustwickel im Haus zu halten vermochte.

Später ging ich gelegentlich zu meinem Freund Charly, zu dessen ohnehin kinderreicher Familie jederzeit kommen durfte, wer fernsehen wollte. Wobei ich nach dem Grusel-Konsum krimineller Untaten von AKTENZEICHEN XY UNGELÖST beim Nachhauselaufen im Dunkeln jedes Mal mit dem Allerschlimmsten rechnete.

Der Vater meines guten Schulfreunds Werner, dem ich schon mein allererstes Fernseherlebnis in der Brutarvilla zu verdanken hatte, war sehr jung verstorben. Werners Mutter lebte danach als Alleinerzieherin mit ihren drei Söhnen in einer Gemeindewohnung, in der sich ein Fernsehgerät befand. Und so kam es, dass Werner pünktlich jedes Jahr zu Beginn des sogenannten „Messeprogramms“ des Österreichischen Rundfunks – erkrankte.

Heute kaum denkbar: Nur während dieses „Messeprogramms“ strahlte das Fernsehen auch vormittags Sendungen aus. Da Werners Mutter untertags außer Haus arbeitete, konnte sich mein erkrankter Freund jener Therapie hingeben, die zugleich die Krankheit war: Dem ungestörten Konsum des täglichen „Messeprogramms“.

Und die Therapie war so verlässlich wie die Krankheit selbst: Nach Ende des „Messeprogramms“ erschien Werner wieder quicklebendig in unserer Schulklasse, um auch einem fernseherlosen Kind wie mir das Wissen zu vermitteln, dass sein „Yabba Dabba Dooo“-Ausruf von einer Familie namens Feuerstein stammte ...

*Samstag, 5. 2. 2011*

## Zynismus und Korruption

Wer jemals auch nur annähernd kritischen Geistern aus dem EU-Parlament zugehört hatte, wusste, dass es in dessen Umfeld vor Lobbyisten nur so wimmelt. Und dass es gerade diese bestimmte Interessen vertretenden Personen sind, die mit großer Hingabe – was heißt: es wird einiges dafür hingegeben – sich den Materien neuer Verordnungen und Vorlagen des Europäischen Parlaments widmen.

Wie habe ich damals gelacht, als die Österreichische Volkspartei auf die grandios zynische Idee verfiel, einen deklarierten Lobbyisten als Spitzenkandidat für das EU-Parlament zu präsentieren! Eine Königs idee, zweifellos: Erstmals hatten die Wähler die Chance, in einer einzigen Person sowohl den Lobbyisten ins Parlament zu wählen als auch den Abgeordneten, der sich vor Lobbying – in diesem Fall also vor sich selbst – in Acht nehmen sollte! „A good combination“, sagt der Mann heute. Doch: Kein Aufschrei der Empörung damals. Nur der zerknirschte frühere Delegationsleiter erhielt viele Vorzugsstimmen. Aber der Mann wirkte wie die personifizierte Langeweile – und so nützten ihm auch all die Vorzugsstimmen nichts, es wurde ihm der Unterlegene vorgezogen. Ein

ähnlich zynischer Akt – diesem Mandatar und seinen Wählern gegenüber – wie der zuvor erwähnte.

Eine biedere Partei wollte nicht den Biedereren, sondern den Anrühigen, der als Innenminister auf schier unfassbare Weise agiert hatte, was seine rüden parteipolitischen Postenbesetzungen betraf und zu dessen Gunsten eine Staatsanwaltschaft sogar eine begründete Anzeige gegen ihn „vergaß“!

Spätestens da fand Banane zu Republik, gewissermaßen Strasser zu Grasser. Letzterer hatte die ÖVP-Führung ja auch schon in einen besinnungslosen Bewunderungstaukel versetzt, der heute hartnäckig vergessen wird. Gelebte Skrupellosigkeit muss eine große erotische Anziehungskraft ausüben auf Menschen, die von sich ständig das Gegenteil behaupten.

Mindestens so schlimm wie die bloße Nominierung dieses Kandidaten absurd: Der Apparat des EU-Parlaments ist augenscheinlich nicht imstande, Korruption auf die Spur zu kommen, geschweige denn, sie im Vorhinein zu unterbinden!

Es bedurfte einer Zeitung, ein kurzes Blitzlicht auf die Spitze jenes Eisbergs zu werfen, der – davon darf ausgegangen werden – weiterhin im Dunkeln bleiben wird.

Und was verbindet meine fiktionale literarische Arbeit mit der Realität jenes Mannes, der plötzlich landes-, nein, europaweit scheinheiliger- wie berechtigterweise Abscheu erregt?

In meinem jüngsten Roman „Mordsonate“ erdachte ich einen Chefinspektor Dr. Laber, der sich als unbestechlicher Sturschädel in einen aberwitzigen Kampf mit

einem übermächtigen Innenminister gewagt hat und mit seiner kritischen Meinung über diesen nicht hinter dem Berg hält.

Im Gegensatz zu allen unabhängigen Printmedien des Landes löste – zufällig, versteht sich – diese erfundene Geschichte beim öffentlich-rechtlichen ORF – dort war dieser Herr bekanntlich auch als Kuratoriumsmitglied gefürchtet! – Angststarre und unüberhörbares Schweigen aus.

*Samstag, 2. 4. 2011*

## Rad und Gebirge

Die seit Erfindung des Rades grassierende Ansicht, dass das Rad schon erfunden sei, zähle ich zu den fatalsten Irrtümern der Menschheit.

Das Rad muss nämlich ständig neu erfunden werden – im übertragenen wie im wörtlichen Sinn, wie die Weiterentwicklung des Fahrrades zeigt.

Österreich, auf diesem Sektor lange führend, beginnt inzwischen wieder auf- und andere Länder zu überholen, nachdem der Erfindergeist Jahrzehnte hindurch geschlafen hatte, da niemand in Forschung und Entwicklung des fälschlicherweise schon für erfunden gehaltenen Fahrrades investierte.

Als ich mein erstes Mountainbike erwarb – ein im Bundesland Salzburg schwer erhältliches amerikanisches Fabrikat –, war ich fassungslos, dass die Idee dazu nicht in der österreichischen Gebirgsregion entstanden war. Wo sie nicht nur auf der Hand, sondern auf jedem Bergweg gelegen wäre.

Heute beklagt die Branche bitter, dass es in der Folge des erwähnten Trugschlusses seit 1971 hierzulande den Lehrberuf des Fahrradmechanikers nicht mehr gibt, denn ihre Geschäfte gehen so gut wie schon lange nicht mehr. Und

da das neu erfundene Fahrrad nur noch die beiden Räder, Sattel, Lenkstange und Pedale mit jenem Vehikel gemeinsam hat, das wir aus der Vergangenheit kennen, eröffnet sich über Elektromotoren – auch schon vor langen Jahren erstmals erprobt – eine völlig neue Zukunft nicht nur für den innerstädtischen Raum, sondern vor allem für die Gebirgsregionen.

Gerade diese Gebirgsregion im Bundesland Salzburg, in der ich mein gesamtes bisheriges Leben verbracht habe, wird von der Politik inzwischen nahezu so behandelt wie in den amerikanischen Großstädten die Slums: Man schaut zu, wie alles verkommt! Das Interesse an einer funktionierenden Infrastruktur bleibt weitestgehend Lippenbekenntnis. Es genügt, wenn für den Tourismus Saisonarbeitskräfte herangekarrt werden können, die sich in der Zeit, in der sie nicht gebraucht werden, in Luft auflösen. Kurz: Man lässt die Dörfer, in denen die jungen Menschen keine Lebensperspektiven mehr vorfinden, veröden.

Die demografische Entwicklung beispielsweise des gesamten Unterpinzgaues ist dramatisch: Keine einzige seiner Gemeinden, zeigt die Statistik, hat heute mehr Einwohner als vor zehn Jahren! Zugleich ist ein Großteil des Gebietes Ferienregion und Freizeitparadies. Warum setzt die Wirtschaftspolitik des Landes nicht alles daran, diesen Umstand zu nutzen? Weshalb unternimmt man nicht mehr Anstrengungen, ein Freizeitparadies zu einer Forschungs- und Entwicklungsregion zu erweitern? Versucht, Firmen mit hochqualifizierten Mitarbeitern anzulocken, die es zu schätzen wissen, den Wander- und

Schiurlaub auch nach Dienstschluss und an Wochenenden antreten zu können – ohne lange Autofahrten oder Flugreisen auf sich nehmen zu müssen?

Aber dafür wäre bei Politikern Hirnschmalz und Engagement gefragt und nicht nur läppische Fototermin-Kostümierung aus dem Fundus des Trachtenmodenhandels. Denn vor allem in der gefährdeten Gebirgsregion muss das Rad schleunigst neu erfunden werden!

*Samstag, 4. 6. 2011*



Der Text dieser Kolumne erreichte die Redaktion auf elektronischem Weg via E-Mail. Mit Inkrafttreten des Gesetzes zur sogenannten Vorratsdatenspeicherung werden die Daten dieses Kontaktes auch noch auf Steuerzahlerkosten beim Staat sechs Monate lang gespeichert sein. Mit einem kaum vorstellbaren Wust an Handy- und Internetdaten: Welcher Teilnehmer hat von wo mit wem um welche Zeit mobil telefoniert, von welcher IP-Nummer eines PCs wurde wann welcher IP-Nummer eines anderen PCs eine E-Mail geschickt usw. usf.

Die Verknüpfung der digitalen Spuren, die wir im Alltag zwangsläufig hinterlassen, soll Terroranschläge aufklären oder gar zu verhindern helfen, obwohl ich noch keine unabhängigen Fachleute gesichtet habe, die dieser Theorie folgen.

Der Staat gleicht den Aberwitz, seine Gesamtbevölkerung von vornherein einem Pauschalverdacht auszusetzen, wohl mit der Einstellung von Verfahren gegen tatsächlich Verdächtige aus seinem Nahbereich aus – so wie begründete Anzeigen gegen Minister „übersehen“ werden? Das Gesetz folgt einer EU-Vorgabe – aber welchen Lobbyisten-Vorgaben folgten seine Erfinder, unsere unabhängigen EU-Parlamentarier?

Dies ist so unklar, wie es klar ist, dass es noch gar nicht so lange her ist, dass in Europa Regime von jenen Bürgern zum Teufel gejagt wurden, über die sie mittels wahnhaft betriebener Bespitzelung ewiges Herrscherleben zu erlangen hofften.

Die freundlichste Vorstellung dessen, was passieren könnte, ist wohl die: Der vorgebliche Schutz vor Terror könnte uns einem massenhaften Terror unerwünschter Werbeaktivitäten aussetzen, denn wo Missbrauch denkbar ist, geschieht er auch – ein ehernes Gesetz unserer Gesellschaft, die sich dem Glaubenssatz verschworen hat, dass alles auch zu Geld gemacht werden muss, was sich irgendwie zu Geld machen lässt.

Was für eine spitzwegische Erinnerungsidylle des (post)amtlichen Umgangs mit der Privatsphäre von Bürgern eröffnet sich mir hingegen bei einem Rückblick in meine frühe Kindheit in Lend!

Da Telefonanschlüsse in Privathaushalten Ende der 1950er Jahre so selten waren wie schlechte Laune bei unserem Briefträger Lochner, wurde gerne mit der beliebten Postkarte kommuniziert.

Wir lebten im zweiten Stockwerk und die Post wurde damals noch an die Wohnungstür gebracht. Der Briefträger Lochner rief allerdings oft schon lange vor Erreichen unserer Tür aus dem Stiegenhaus nach meiner Mutter. Mit Sätzen wie diesem: „Anni, die Deli kommt am Samstag!“

Auf seinem Weg in den zweiten Stock, dessen Länge ihm die Umgehung des Briefgeheimnisses gewissermaßen schon von sich aus nahelegte, hatte der stets korrekt

dunkelblau uniformierte und einem Schnapslerl an unserem Küchentisch nie abgeneigte Postbote längst die ganze Karte gelesen und meldete ihren Inhalt in Kurzform – meine Tante aus Saalfelden kündigte ihren Besuch an – bereits vor der Übergabe des eigentlichen Poststücks.

Mit Daten, die sich – auch – solchen Ursachen verdanken, wird heutzutage also internationaler Terrorismus bekämpft! Oder doch nur der Rechtsstaat?

*Samstag, 24. 9. 2011*

## Ossis bei den Ösis

1995 drehte ich für den ORF einen Dokumentarfilm über Gastarbeiter und versah ihn mit dem Titel „Wenn Gäste arbeiten“.

Ich achtete sowohl auf ein möglichst breites Spektrum der Branchen, in denen die Arbeit dieser besonderen Gäste unverzichtbar war, als auch auf größtmögliche Vielfalt bei ihren Herkunftsländern. Und seltsam: Nicht dem Gastarbeiter aus Indien, der am Förderband den Müll sortierte und dabei aus dem Off den prägnanten Satz sagte: „Österreich ist schön!“, kam in meinem Film der Status des Exotischen zu, sondern einem hellhäutigen schlichten Kellner aus – Deutschland! Er nämlich stellte unter den damals üblichen Nationen, die unser Land mit Arbeitskräften versorgten, die absolute Ausnahme dar. Für manche Zuseherinnen und Zuseher vor sechzehn Jahren dürfte sein Auftauchen in der Dokumentation wohl beinahe das Delikt der klassischen Themenverfehlung seitens ihres Gestalters erfüllt haben. Ich hingegen war beglückt, den Mann ausfindig gemacht zu haben, dessen Porträt in meinem Film mit und über Serben, Bosnier, Türken oder Kroaten zu der Zeit grell

als absolute Außergewöhnlichkeit herausleuchtete: Ein Gastarbeiter aus Deutschland im Niedriglohnsektor des Dienstleistungsgewerbes!

Und genau dieser ehemalige Vopo – Volkspolizist – der nicht mehr bestehenden Deutschen Demokratischen Republik, der auch sein neues Arbeitsumfeld gewohnheitsmäßig noch als „Kollektiv“ beschrieb, sollte sich als Vorreiter einer Entwicklung erweisen, die damals wohl kein österreichischer und noch weniger ein deutscher Staatsbürger für möglich gehalten hätte: Dass unsere deutschen Nachbarn jemals die Führungs-, nein, nicht: Führerrolle sowohl unter den Urlaubsgästen, wie auch unter den sie bedienenden Gastarbeitern unseres Landes einnehmen würden!

Jahre nach Fertigstellung meines Films servierte im Gasthaus bei mir um die Ecke erstmals eine gebürtige Leipzigerin. Für sie allerdings gab es gewissermaßen einen Ausgleich: Als ich nämlich bald darauf anlässlich der Buchmesse in Leipzig in einem Traditionsbau der ehemaligen DDR – Stalinbarock in Reinkultur! –, mit einer Lesung auftrat, stellte sich mir der Betreiber dieses Kaffeehauses als – gebürtiger Bischofshofener vor, den die Liebe dorthin geführt hatte!

Er war in Leipzig damals gewiss in etwa so exotisch, wie die Exotik heute bei uns Normalzustand ist, wenn auf einer Almhütte der beliebte Kaiserschmarren schwungvoll von einem in einer dekorativ-speckigen Lederhose steckenden Ossi serviert und den – überwiegend deutschen – Urlaubsgästen mit sächsischem Idiom ein guter Appetit gewünscht wird.

Und so liegt auch die Vorstellung nicht weit, dass die Kaspessknödel ihre Form und ihr begehrtes leicht salziges Aroma nicht mehr der Achselhöhle einer Austragbäuerin, sondern jener einer reschen Dresdnerin im Original-Alpin-Dirndl verdanken.

Ach ja, noch etwas wurde anders: Im vorgeblich öffentlich-rechtlichen Fernsehen in Österreich ist Qualität heutzutage mindestens so rar wie 1995 deutsches Bedienungspersonal im alpinen Gastgewerbe!

*Samstag, 13. 8. 2011*

Als der Residenz Verlag im vergangenen Sommer meine beiden zuletzt erschienenen Romane auch als E-Books veröffentlichte, nahm ich das zum Anlass, mir ein Lesegerät zu kaufen, das kaum zwei Monate später schon fast um die Hälfte billiger zu haben gewesen wäre. Einmal davon abgesehen, dass ich das beim Erwerb ohnehin nicht wusste, wollte ich den größten Vorzug der Anschaffung noch vor meinem Kreta-Aufenthalt auch im Salzburger Gebirge nutzen.

Da unser entlegenes Bergbauernhaus über keine Zufahrt verfügt, greift somit modernste Elektronik jahrhundertalter Rückständigkeit gewissermaßen unter die Arme, indem sie das Gewicht des Rucksacks des von und mit Büchern Lebenden erheblich verringert. Laut Hersteller sind auf dem 230 Gramm wiegenden Gerät 3.500 elektronische Bücher zu speichern – über eigenen Internetzugang in jeweils rund einer Minute.

Um mich beim Lesen im mehrere hundert Jahre alten Holzhaus inhaltlich möglichst weit von der hochmodernen Technologie zu entfernen, wählte ich Ebner-Eschenbachs Erinnerungen an Grillparzer. Auch die sogenannte elektronische Tinte lässt im Kopf sofort die beschriebene

Welt entstehen: Sprache funktioniert wie eh und je, egal, was man beim Lesen in den Händen hält. Auch wenn das E-Book – noch – nicht mit einem physischen Buch mithalten kann, dessen Vorzüge aufzuzählen viele Kolumnen füllen würde.

Bei Egon Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit“ bin ich froh, sie gewissermaßen gewichtlos auf Berg und Insel elektronisch mitnehmen, daheim aber ausschließlich in den fast 1.400 großformatigen Seiten des gedruckten Buches lesen zu können. Nicht nur, weil der „Reader“ keine Seiten, sondern das Gelesene in Prozentzahlen anzeigt – vom fehlenden haptischen und optischen Erlebnis ganz zu schweigen –, scheint mir das elektronische Buch eher zum einmaligen Verschlingen jenes Lesefutters geeignet, das keinen Appetit auf weitere Beschäftigung mit dem Werk übrig lässt.

Auf der windigen Insel wollte ich das Gerät nicht dem feinen Sand aussetzen – zudem ist der Akku viel öfter leer als man glauben möchte – und war froh, auch herkömmliche Bücher eingepackt zu haben.

Auf dem Berg aber las ich als E-Book noch Rosa Luxemburgs Briefe aus dem Gefängnis. Und seltsam: Diese hochgebildete Frau, die da auch immer von Blumen und Vögeln aus dem Festungsgarten schwärmt, ließ in mir unversehens meine Tante erstehen, die als Sr. Makrina ihr Leben lang – freiwillig – auf äußere Freiheit verzichtet hat! Auch ihre Lebensfreude – ganz ähnlich der eingekerkerten Revolutionärin! – verdankte sich schließlich vor allem der Gesellschaft der von ihr umhegten Vögel aus dem Klostergarten des Spitals, in dessen Apotheke sie



Jahrzehnte hindurch ohne Lohn schwer gearbeitet hatte. Dort erzählte sie mir auch, dass sie vor Eintritt ins Kloster meinen Vater, ihren älteren Halbbruder und erklärten Sozialisten, um Rat gefragt habe und von ihm bestärkt worden sei, unbeirrt einzutreten, wenn allein sie es für richtig halte. Und so schließt sich erneut der Kreis mit Rosa Luxemburg.

*Samstag, 19. 11. 2011*

## Mangel und Fantasie

Als in den frühen 1960er Jahren auch in Westeuropa die sogenannte Wegwerfgesellschaft aufzublühen begann, lebten wir im Industrieort Lend im Pinzgau noch mitten in einer Aufklaubgesellschaft.

Keine Schraube oder Mutter, kein loser Splint, keine Beilagscheibe oder ein wieder gerade zu klopfender, verbogener Nagel, nach dem Jung oder Alt sich auf der Straße nicht ganz selbstverständlich gebückt hätten, um den Fund heimzutragen und für die spätere Verwendung in einer jener großen Dosen aufzubewahren, aus denen sich nahezu jeder Bedarf an Kleinmaterial decken ließ.

Was für ein wunderbarer, fast schon natürlich zu nennender Kreislauf der Müllvermeidung: Verlor man beim Kinderroller eine Schraube, fand sich bestimmt Ersatz in einer der Dosen auf dem Dachboden. Und die verlorene eigene Schraube landete mit ziemlicher Sicherheit in der Dose einer anderen Arbeiterfamilie. Und später dort, wo eine benötigt wurde.

Mit dieser Haltung, nicht wegzuwerfen, sondern – in jeder Bedeutung des Wortes – aufzuheben, ging eine verblüffende Geschicklichkeit der Menschen beim Reparieren in Eigenregie einher. Defekte Haushaltsgeräte, neu zu

doppelnde Schuhe oder kaputte Fahrzeuge: alles wurde erfolgreich selbst wieder instand gesetzt.

Als Kind durfte man sich damals auf das nie versagende Können seiner Eltern verlassen, wenn rasch vorzunehmende Reparaturen anstanden. Erst unter dem wachsenden Druck der Konsumgesellschaft wich der Stolz darüber einer gewissen Scham, sich womöglich professionelle Hilfe gar nicht leisten zu können, geschweige denn an den Neukauf des kaputten Gegenstandes auch nur zu denken.

Doch Mangel beflügelt die Fantasie: Für mich als Kind war diese Zeit jedenfalls eine der täglich in die Praxis umzusetzenden Einfälle: Da – nicht nur für meine Eltern – der Kauf eines Kinderrades unerschwinglich war, entwickelte ich aus meinem gebraucht erworbenen Tretroller eines Tages eine zweisitzige Rennmaschine! Ich brachte ein gepolstertes und mit einer Decke überzogenes Brett als Sitzbank an. Eine Idee, die rasch von mehreren meiner Freunde nachgeahmt wurde, obwohl der Doppelsitzer dadurch auf steilen Strecken zu einem gefährlichen Geschoss mutierte, da bei zwei Personen keiner mehr mit dem Fuß die einzige vorhandene Bremse erreichte und so die Schuhsohlen erhalten mussten. Nicht zuletzt deshalb bastelte ich aus der Hälfte eines kaputten Plastikfußballs einen Sturzhelm, den ich patriotisch rot-weißrot lackierte.

Fertigspielzeug hielt sich also in sehr bescheidenen Grenzen – kein Mangel herrschte hingegen für mich, der ich an der unfallträchtigen Gasteinerkreuzung aufwuchs, an Autowracks. Von denen besorgte ich mir Zierleisten und

verfertigte mit Zange und Hammer sowie einer Schnur für den Griff gefährlich aussehende, chromblinkende Säbel.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Hier soll nicht dem Mangel das Wort geredet, sondern der Fantasie gedacht werden, die er in meiner Kindheit befördert hat. Immerhin ist sie mir auch zur Berufsgrundlage geworden.

*Samstag, 14. 1. 2012*

## Der abgewertete Mensch

Die Parole klang gut in den Ohren vieler: Weniger Staat, mehr Privat! Leicht waren Argumente dafür zu finden in mäßig wirtschaftenden Staatsbetrieben, in denen Parteien ihre Günstlinge versorgten, die sich allzu oft fachlich als Nieten erwiesen. Und zum Auftakt des neuen Jahrtausends setzte sich in Österreich bekanntlich jener Wahlverlierer, der für den Fall seiner Niederlage den Rückzug angekündigt hatte, an die Spitze einer Regierung, die sich rasant daran machte, alles bisher Dagewesene an Inkompetenz, dreistester Raffgier und moralischer Verkommenheit weit hinter sich zu lassen!

Der Neoliberalismus wurde Regierungsreligion. Und so, wie er in Betrieben Mitarbeiter nur als unerwünschte Kostenverursacher sieht – ausgenommen jene, deren Gehälter die allerhöchsten Kosten verursachen –, wurde auch im Staat radikal von unten nach oben umverteilt; die Lebens- und Arbeitsbedingungen für viele Bürger verschlechterten sich.

Das Prinzip des Gemeinwohls einer solidarischen Gesellschaft musste der bedingungslosen Anbetung freier Märkte weichen, deren oberste Gottheit der unregulierte, von der Realwirtschaft losgelöste Finanzmarkt war.

Nachdem politisch die Neidgefühle der Menschen in Richtung der Schwächsten der Gemeinschaft – Stichworte: Asylanten, Sozialhilfeempfänger – kanalisiert waren, führten Leute wie Schüssel, Grasser usw. den zynischen Begriff „Leistungsträger“ ein, um – vor allem sich selbst! – auf- und rechtschaffene (wenig verdienende) Menschen abzuwerten.

Die Einblicke in das Geschehene sind erst winzig klein, der sich bereits zeigende Korruptionspfuhl und die Unverschämtheit der zwei Regierungen aus ÖVP FPÖ/BZÖ schon gigantisch! Vom Klassiker jeglicher Korruption, dem Rüstungskauf, bis hin zu den Privatisierungen – lauter Gelegenheiten, möglichst viel des Staatsvermögens in die Taschen weniger „Leistungsträger“ (und Parteien) wandern zu lassen. Personelle Ausdünnung bei Exekutive und Justiz versprach den Tätern Ungestörtheit.

Dennoch haben frühere Minister es geschafft, den rechtsstaatlich sinnvollen Vorbehalt der Unschuldsvermutung im Bewusstsein der Bevölkerung ins Gegenteil zu verkehren. Mehr noch: Wenn ein Ex-Minister von sich behauptet, „sauber“ gehandelt zu haben, nehmen viele an, dass er eigentlich vor Gericht, wenn er sein Tun gar als „supersauber“ klassifiziert, dass er längst hinter Gitter gehörte.

Und wo bleiben die zu Nicht-Leistungsträgern Erklärten – von der Krankenschwester bis zum Bauarbeiter –, die allerdings sehr wohl um ihre Leistung wissen? Sie erwartet nach einem arbeitsreichen Leben das schlechte Gewissen, noch nicht gestorben zu sein, also „Leistungsträgern“ Geld wegzuleben. Kommt für sie bald die

Seniorenklappe? Zu einem Stichtag morgens lebend dort abgeliefert, stehen sie abends, in die Urne abgefüllt, zur Abholung bereit.

Oder werden sich die so skandalös abgewerteten arbeitenden Menschen wehren, weil ihr Leben mehr sein sollte, als nur für den Luxus von „Leistungsträgern“ zu schufteten und danach schleunigst ins Grab zu fallen?

*Samstag, 10. 3. 2012*

## Echt?

In meiner Jugend war es Mode, seine Verblüffung über Unglaubliches mit erstaunten Fragen wie „Echt?“ oder „Echt wahr?“ zum Ausdruck zu bringen. Oder es wurde mit „Schmäh ohne?“ zu erkunden versucht, ob man auf den Arm genommen wurde.

Heute sind diese Floskeln vergleichsweise selten in Gebrauch.

Dabei leben wir gerade jetzt in Zeiten, in denen wir, um im Bild zu bleiben, von dem Arm, auf den wir ständig genommen werden, überhaupt nicht mehr herunterkommen!

Um uns gewissermaßen dort auch wirklich sitzen zu lassen, gilt jenen, die daran Interesse haben, als Gradmesser ihrer medialen Wirkung inzwischen ein Modewort, das ihnen längst zum Zauberwort geworden ist: Authentizität. Genau: Echtheit!

Je mehr gelogen wird, desto wichtiger ist es für die Lügner natürlich, dass die Belogenen sie für glaubwürdig halten.

Aber genau diese Authentizität ist nicht so einfach, weil im Grunde gar nicht herstellbar, wo es doch in ihrem Wesen liegt, einem Menschen gegeben zu sein oder eben



nicht. Der Versuch, Echtheit zu simulieren, führt nämlich nicht zu Wahrhaftigkeit, sondern oft nur zu einer zusätzlichen Lüge.

Der Nachfrage entsprechend, gibt es dennoch ein Übermaß an Medienberatern. Immerhin müssen im Fernsehen alle mit allen konkurrieren. Dabei ist allein das Match Zwei- gegen Vierbeiner für Erstere nie zu gewinnen, solange Letztere nicht als beißwütige Bestien auftreten, sondern als so liebe Fernsehattraktionen ins Bild kommen wie das Eisbärenbaby Knut, die tollkühne Ausreißer-Kuh Yvonne oder die schielende Beutelratte namens Heidi.

Die Verliererliste ist lang: Der überforderte Wilhelm Molterer etwa. Als eine Art Vizekanzler-Laiendarsteller wahrgenommen, ballte er so tapfer wie unpassend die Fäustchen, um Entschlossenheit zu signalisieren. Er hätte den Steuerzahlern, bei denen doch nur das Bild seiner Hilflosigkeit ankam, das Geld für den Medientrainer ersparen können.

Oder die tragische Figur Viktor Klima. Er betrat die politische Arena als ganz natürlich agierender Mensch, bis ihn ein sogenannter Spindoctor zu einem künstlich wirkenden Zombie verformte. Sein damit besiegelter Untergang konnte nicht einmal mehr vom Glücksfall der äußeren Ähnlichkeit Klimas mit dem Kinostar Al Pacino aufgehalten werden.

Und nun las ich im Zusammenhang mit Marcel Hirscher, dem so talentierten Schirennläufer, von einer Kommunikationsagentur, die auch ihn unter Vertrag habe und sich

rühmt, aus Menschen Marken zu machen, in deren Außendarstellung absolut nichts dem Zufall überlassen bleibe. (Was für eine massive Drohung für einen natürlichen Menschen!) Den Ski-Clown Schönfelder habe man schon als „bunten Hund inszeniert“.

Wenig erquicklich die Vorstellung, Hirscher als Plapperpuppe erleben zu müssen, die von Beratern Vorgefertigtes von sich gibt – ohne spontane (auch unbedachte!) Äußerungen, die einen Menschen erst zur, ja, authentischen Persönlichkeit machen.

Da Marcel Hirscher aber genügend Grips zwischen den Ohren hat, besteht Hoffnung, dass er in so eine Falle doch nicht tappen wird.

*Samstag, 12. 5. 2012*

Wer aus meiner Generation der in den 1950er Jahren Geborenen und auf dem Land Aufgewachsenen hätte sich noch um 1970 träumen lassen, dass es im neuen Jahrtausend so „hip“ sein würde, sich Waren – freilich nun zu einem Gutteil via Internet bestellt – wieder per Post schicken zu lassen! Das Kapitel der eng mit unserer Kindheit verbundenen Konsumwelt der Versandhäuser schien damals ein für alle Mal abgeschlossen zu sein.

Hatten wir doch als Heranwachsende noch den rapiden Prestigeverfall dieser Art des Einkaufs miterlebt, die zuvor für so viele abseits der Städte lebende Menschen aus mehreren Gründen von so großer Bedeutung gewesen war. Je nachhaltiger es Industrie und Handel gelang, ihre Markenphilosophie – bis hin zum Fetischismus – bei der Kundschaft zu etablieren, desto rasanter verloren die preiswerten Eigenmarken der Versandhändler an Attraktivität.

Ich erlebte selbst mit, wie zum Beispiel die Hausmarke „Privileg“ der Firma Quelle vor allem Jugendlichen das Gegenteil ihres Namens zu signalisieren begann. Sie büßte nicht nur Anziehungskraft ein, sondern verkam geradezu zum Stigma für die jeweiligen Gegenstände!

Vor allem für die Kinder finanzschwacher Familien kam dies einer Art von Konsumweltuntergang gleich, da sich das Image dieser Produkte auch dann nicht mehr besserte, als den Menschen bewusst zu werden begann, dass diese gewissermaßen entwerteten Eigenmarken der Versandhäuser auch von jenen Markenherstellern produziert wurden, die sie plötzlich in einem so schlechten Licht erscheinen ließen.

Dabei verfügte noch in den 1960er Jahren die Versand-Konsumwelt nicht nur über magische Anziehungskraft bei Jung und Alt, sondern sogar über eigene Jahreszeiten: Frühjahr-Sommer und Herbst-Winter betitelten sich die ständig umfangreicher werdenden Kataloge der mächtigen Versandhändler, die in perfekten Farbfotos die Abbilder der großen Warenwelt in die – oftmals – kleinen Wohnungen ihrer Abnehmer brachten.

Die reale Konsumwelt, die ich als Kind in Lend erlebte, bestand neben einem hellen Zuckerlgeschäft aus dem finsternen kleinen Kramerladen der verhutzelten alten Schwestern Steinberger, der noch die aus der Monarchie stammende Aufschrift KOLONIALWARENHANDLUNG trug. Und natürlich aus dem KONSUM, mit dem der erste Selbstbedienungsladen des Ortes, der sogenannte „Werkskonsum“, konkurrierte. Über ihn holte sich die Fabrik als Eigentümerin einen Teil der Löhne gleich wieder zurück, die sie zuvor an ihre Arbeitnehmer ausbezahlt hatte.

Wer bei uns daheim bevorzugt wurde, war klar, hatte doch meine Mutter von ihrer Mutter, die Gründungsmitglied der Konsumgenossenschaft war, die Mitgliedschaft

übernommen. Und so trug sie alljährlich jede einzelne Einkaufssumme auf den Rückvergütungssäckchen ein und addierte – ohne Rechenmaschine – die langen Kolonnen. Diese Ersparnis machten Einkäufe bei ihrer Jugendfreundin wieder wett, die einen Kiosk mit höheren Preisen betrieb.

Im Gegensatz zum Versandhandel werden diese Konsumwelten meiner Kindheit allerdings kaum jemals Auf-er-stehung feiern.

*Samstag, 14. 7. 2012*

## Wasserspiele

Was für ein Sommer!

Die Natur, bei der wir bekanntlich allesamt nur zu Gast sind, zeigt immer wieder ein finsternes Gesicht und gibt sich als denkbar abweisender Gastgeber.

Während den Menschen in unserer Alpenrepublik gerade noch via Bildschirm die Berichte über erneute entsetzliche Dürrekatastrophen in anderen Erdteilen in die Wohnzimmer geliefert wurden, rissen ihnen oder ihren Nachbarn von enormen Regenwassermengen ausgelöste Muren die Wohnhäuser weg und zerstörten Hab und Gut. Während die einen im Tourismus die langen Regenperioden beklagen, wissen die anderen, dass sie genau ihnen die gutbetuchten, Wasser und Regen genießenden arabischen Gäste verdanken.

Heuer ist es exakt fünfunddreißig Jahre her, dass meine Frau und ich begannen, ein mehrere hundert Jahre altes Bergbauernhaus ohne Zufahrt nach und nach wieder sommerbewohnbar zu machen bzw. machen zu lassen. (Das damals noch stehende, aber von seinen Bewohnern verlassene stattliche Haus in unmittelbarer Nachbarschaft ist inzwischen nicht einmal mehr über seine Grundmauern auszumachen.)

Unser Haus, auf einem Fels errichtet, ist nur zu Fuß über einen – des hohen Grundwasserstandes wegen Saugasse genannten – Weg erreichbar, der zudem über den Hundsbach führt. Und der ist heuer bei einem Gewitter dermaßen angeschwollen, dass er zum zweiten Mal innerhalb eines guten Jahrzehnts die über ihn führende Brücke zusammen mit einem der Betonfundamente mit sich gerissen hat.

Somit ist unser Haus einmal mehr nur auf einem wegen Murenabgangs offiziell gesperrten, direkt durch den Wildbach führenden, schmalen und felsig-steilen Wanderpfad erreichbar, der nach den Unwettern an vielen Stellen ins Rutschen gekommen ist, sich also seinerseits auf den Weg in die Schlucht gemacht hat. Als wünschte er so schmal zu werden wie eine der jetzt so beliebten Slacklines.

Dabei: Wenn das Wetter – aus menschlicher Sicht – gut aufgelegt ist, rauscht der Hundsbach zuerst fotomotivtauglich in zwei Fontänen – in Stereo – über den Wasserfall, bevor er im Takt einer Schubertmelodie so freundlich dahinplätschert, als käme er schnurstracks aus dem 19. Jahrhundert und wolle nichts weiter, als von Nesselthaler gemalt zu werden.

Ach ja, die Natur verfügt „natürlich“ über einigen Witz, wenn sie den Menschen gegenüber boshaft sein will: Bevor sie den Hundsbach wieder einmal mit so maßlosen Wassermassen überschießen ließ, blieb das Wasser unserer Quelle fast zur Gänze aus und musste neu gefasst werden. – Aus Unkenntnis nicht gefällte Bäume hatten mit ihren Wurzeln so lange nach unserem Trinkwasser

gegriffen, bis nur noch ein dünner Strahl ins Bassin gelangte. Dass eine Hangrutschung auch gleich die Wasserleitung demolierte, war wohl nur noch eine kleine Zugabe der immer wieder so gerne mit dem Wasser spielenden Natur.

Übrigens: Wurde dieser Text noch beim Rauschen von Regen und Hundsbach geschrieben, so plane ich bei seinem Erscheinen an den Gestaden eines anderen – hoffentlich freundlich gesinnten! – Wassers zu Gast zu sein, nämlich dem der Ägäis vor Rhodos.

*Samstag, 15. 9. 2012*



Als ich Ende September aus dem griechischen Sommer nach kaum drei Flugstunden im Salzburger Frühherbst gelandet war und am darauffolgenden Tag die Arbeit am Computer durch eine Runde mit dem Fahrrad unterbrach, erlebte ich auf dem Salzachdamm in meinem Wohnort St. Johann so etwas wie einen Zeitsprung. Das also, was in Literatur und Film geheimnisvolle Konstruktionen, genannt Zeitmaschinen, zu bewirken pflegen, um eine Figur auf eine Zeitreise in die Vergangenheit zu befördern.

Als wäre ich mit meinem Fahrrad auf Zeitreise geschickt worden, tauchte vor meinen bildschirmmüden Augen plötzlich eine Gruppe von Senioren auf, die anmutete, als sei sie nicht gerade aus einem Reisebus gekommen, sondern auf direktem Weg aus dem vorigen Jahrhundert, den frühen 1960er Jahren.

Die Kleidung war dominiert von damals als altersgerecht empfundenen Grau- und Beigetönen. Die Herren trugen sogenannte Freizeitjacken und Schirmmützen, die Damen Staubmäntel und irgendwie verzagt von den Handgelenken baumelnde – „Knirps“ genannte – Taschenschirme. Die „Sonntagsschuhe“ waren gepflegt und sorgfältig

poliert. Wahrscheinlich waberte zwischen diesen verdrießlich und misstrauisch auf all den verwirrenden modernen Blödsinn blickenden Altersrentnern auch der zeittypische Duft von „Echt Kölnisch Wasser“. Der gehörte damals zu solchen Ausflugsfahrten dazu wie die als Stimmungsaufheller wirkende Frohnatur, die im Bus mit ihren Witzen die meisten Leute dann doch noch zum Lachen brachte.

Fraglos ein Zeitsprung, begegnet man vielen heutigen Pensionisten auf dem Salzachdamm doch in Pulks von durchtrainierten, in grellbunter, hautenger Funktionskleidung steckenden, vom Ehrgeiz getriebenen, verbissen strampelnden Lebensabendsportlern.

Von großer Seltenheit jedenfalls die knapp an der Altersverwirrtheit vorbeischrämmende Gemächlichkeit der Busreisenden aus dem vorigen Jahrhundert, die mit Koordinationsproblemen kämpften bei dem Versuch, dem Störenfried von Radfahrer eine schmale Gasse zu öffnen.

Dabei hatte ich am Strand in Griechenland unter all den technik-affinen Engländern gerade noch eine Art Zeitsprung in die Zukunft erlebt: Senioren, die gebannt stundenlang in E-Books lasen, mittels Tablet-PCs im Internet surfen oder via MP3-Playern Musik hörten.

Der 70jährige David wiederum erlaubte mir dank seiner mit „Jokes“ gespickten Erzählungen zugleich einen Zeitsprung ebenfalls zurück in die 1960er Jahre. Der heutige Kindermodenhändler, der nie in Pension zu gehen vorhat, war in Liverpool aufgewachsen und hatte in seiner Jugend den Aufstieg der gleichaltrigen Beatles hautnah miterlebt

– und selbstverständlich das Gesamtwerk der Fab Four auch auf seinem MP3-Player. An seinen Lippen waren die Songs ablesbar, die er, mit den Füßen den Takt gebend, ebenso lautlos wie leidenschaftlich am Strand Tag für Tag mitsang.

Wenn ich jetzt an David denke, bin ich mir sicher: Der Trupp von Rentnern auf dem Salzachdamm war keinem gewöhnlichen Reisebus entstieg, sondern jenem der Magical Mystery Tour ...

*Samstag, 3. 11. 2012*

## Ganz ohne Handy

Es ist zwar ähnlich schwer zu glauben wie das eigene Lebensalter, aber in absehbarer Zeit wird meine Generation die letzte sein, die sich noch daran erinnern kann, dass es in ihrer Jugend einmal möglich war, ganz unbefangen aus dem Haus zu gehen. Sich einfach im Freien fortzubewegen, ohne der offenkundigen Verpflichtung nachzukommen, unablässig ein kleines, flaches Kästchen ans Ohr zu halten und ständig zu reden.

Da die Evolution langsam vorankommt, wird es noch dauern, bis die Geburt des ersten Kindes mit angewinkeltem Arm vermeldet werden wird – samt einer Fingerhaltung, in die nur ein Handy geschoben zu werden braucht, um das neue Wesen lebensfähig zu machen. Aber nein, vorher wird längst das Einpflanzen eines Telefon- und Datenübertragungschips Teil der medizinischen Erstversorgung von Neugeborenen sein!

Es ist verblüffend mitzuerleben, wie schnell sich der Mensch zum Sklaven einer so wunderbaren Entwicklung wie dem Mobiltelefon machte und so den Zuwachs an Freiheit, den das Gerät bringen kann, in kürzester Zeit in sein Gegenteil verkehrte.

Wer in Bus oder U-Bahn nicht telefoniert, greift alle zwei Minuten nach dem Gerät, um auf das Display zu starren oder darüber zu wischen. Bald werden jene, die das nicht tun, als – vielleicht verdächtige? – Sonderlinge wahrgenommen werden.

Wie schnell ist es uns doch zur Gewohnheit geworden, in der Öffentlichkeit von Menschen umringt zu sein, die vor sich hinplappern, auch wenn kein Gesprächspartner in Sicht ist!

Was heute unbeachteter Alltag ist, erlebte ich als Kind noch als Sensation.

Am Ende des Ganges wohnte auf unserem Stockwerk in Lend ein Ehepaar, dessen Töchter längst aus dem Haus waren: Die gestrenge Frau Schwaiger und ihr gutmütiger Mann. Er war Büroangestellter der Aluminiumfabrik und begeisterter Klarinettist der Werksmusikkapelle. Er brachte mir als Kind aus dem Büro alte, aber unbeschriebene Kalenderbüchlein und ausgemusterte Stempel zum Spielen mit. So auch einen Mehrjahres-Datumsstempel, bei dem ich als Erstklässler bald herausfand, dass ich mein eigenes Geburtsdatum einstellen konnte.

Und dieser immer nette, oft etwas zerstreute Herr Schwaiger lieferte mir die erste Sensation meiner frühen Kindheit. Sozusagen eine Theatervorstellung im Industrieort, die ich von der Loge des Schlafzimmerfensterbrettes aus täglich um fast exakt dieselbe Uhrzeit fasziniert verfolgte, wann immer es sich einrichten ließ. Wenn nämlich der Herr Schwaiger in seinen Knickerbockern aus dem Büro kam, trug er mit einer Hand seine dünne Aktentasche, während er mit der anderen wild gestikulierte.

Gleichzeitig hörte ich ihn laut bis zu meinem Logenplatz im zweiten Stockwerk sprechen. Mit sich selbst. Und das war damals – für ein Kind – noch eine Sensation.

Gelegentlich piff er nur gut gelaunt – meist allerdings führte der nette Herr Schwaiger emotionsgeladene Diskussionen mit sich selbst.

Wenn man heutigem Handygeplapper oft überdrüssig wird: Herr Schwaiger durchquerte für meine Begriffe damals diese Hof-Bühne jedes Mal viel zu schnell ...

*Samstag, 5. 1. 2013*

Wenn in unserem heutigen Leben kaum noch Gewissheiten bestehen, so ist ein Umstand inzwischen zur unumstößlichen Gewissheit geworden: Wir leben in Zeiten absoluten Beschisses!

Und unsere Gesellschaft hat vieles dafür getan, dass es so weit gekommen ist.

Unsere von medialen Scheinwelten geprägte Gegenwart, in der die windigsten Hohlfiguren zu überlebensgroßen Pseudo-Idolen aufgeblasen werden und so die Täuscher und Trickser all jenen, die durch ehrliche Arbeit ihr vergleichsweise bescheidenes Auskommen finden, das Gefühl vermitteln, im Grunde Versager zu sein, trägt täglich das Ihre dazu bei.

Das Pferdefleisch in der Rindfleisch-Lasagne ist ebenso folgerichtig wie es das Glykol im Wein war, wie es die zahllosen Finanzbetrügereien und der politische Dauerbeschiss sind.

Die Grundannahme, dass überall, wo wir uns noch nicht betrogen wissen müssen, der Betrug bloß noch nicht aufgefliegen ist, wird von Tag zu Tag realistischer.

Als Konsumenten ließen wir uns dazu erziehen, unser

Augenmerk auf die Verpackung der Produkte zu konzentrieren. In dem Maße, in dem die äußere Hülle an Bedeutung gewann, nahm die Wichtigkeit des Inhalts ab.

Verblüffend, dass wir diese Entwicklung auch bei den Menschen zugelassen haben. Und so sind wir heute nicht nur umgeben von perfekt verpacktem Plunder, in dem nicht selten anderes steckt, als außen draufsteht, sondern haben es in Wirtschaft und Politik auch fast nur noch mit Erfolg vorspielenden Blendern zu tun. Was Letztere betrifft, so hat der grandiose österreichische Philosoph Günther Anders dazu schon vor Jahrzehnten die unübertroffene Formel gefunden: „Sein ist Werbendsein.“

Wir haben uns selbst zu Geiseln der Oberflächen und der Oberflächlichkeit machen lassen.

So wie uns Produkte nicht vorhandene Inhalte vorgaukeln, so sind Parteifunktionäre nur noch in den seltensten Fällen das, was sie zu sein vorgeben. Und dabei ist die Hochstapelei mit erschwindelten akademischen Würden noch das geringste Übel – wenn auch ein beschämend bezeichnendes.

Christlich-Soziale sind weder christlich noch sozial, seit sie die neoliberale Rücksichtslosigkeit anzubeten begannen.

Und nur noch obszön ist es, wenn der vorgeblich sozialdemokratische Salzburger Finanzlandesrat im klaren – wenn auch noch geheim gehaltenen – Wissen, den Verlust wohl Hunderter Millionen Euro Steuergeld politisch verantworten zu müssen, mit den Vertretern hart arbeitender Krankenschwestern und Kindergartenpädagoginnen um jeden Cent ehrlich verdienten Lohnes feilscht!



Begleitet von der hohnvollen Phrase, doch für das Geld der Steuerzahler Sorge tragen zu müssen.

Welche Menschen wachsen unter solchen Gegebenheiten heran?

Was früher vielleicht am Ende eines nach vielen Enttäuschungen verbitterten Lebens stand, nämlich blankes Misstrauen allen und allem gegenüber, wird in Hinkunft zur Lebensvoraussetzung eines jungen Menschen werden müssen, wenn er sich nicht naiver Dummkopf schimpfen lassen will, wo er doch von Kindesbeinen an umgeben ist von diesem allgegenwärtigen beschissenen Beschiss.

*Samstag, 9. 3. 2013*

## Mein 1913

Am 25. Mai vor einhundert Jahren wurde mein vor vier Jahrzehnten bereits aus dem Leben geschiedener Vater geboren.

Inzwischen ist 1913 zu einem sachbuchbestsellerträchtigen Jahr avanciert. Für meine Großmutter, die in diesem Jahr meinen Vater als uneheliches erstes Kind, dem später noch drei Töchter folgen sollten, in Schiltern bei Langenlois, genauer in Schiltingeram 26 in einem Loch von Behausung, das nur über einen Lehmboden verfügte, zur Welt gebracht hat, war dieses Jahr wenig glamourös. Die am 1. Mai 1889 – im selben Jahr wie der spätere Massenmörder Hitler – geborene Dienstmagd musste meinen Vater ohne Unterstützung durch dessen Vater durchbringen: Am 26. April 1915 wurde ihr vom Bezirksgericht Gföhl amtlich beschieden, dass der Vater meines Vaters, Eugen Kleindienst, „laut Mitteilung der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Wien am 9. November 1913 aus dem Dienst geschieden und derzeit unbekannt Aufenthalts ist“. Dabei ist es für die ledige Mutter offenkundig auch geblieben. Mein Vater hat seinen Vater jedenfalls nie kennengelernt. Er wusste nicht mehr von

ihm, als dass Eugen Johann Kleindienst am 11. November 1879 in Rain am Lech als Sohn eines Stationsdieners der Eisenbahn im Bahnhofsgebäude geboren wurde.

Diesen nüchternen Daten, die ich den von meinem Vater vor vierzig Jahren hinterlassenen Dokumenten entnehme, folgte wie in zahllosen anderen Fällen dieser Zeit die skandalöse Vergeudung der Intelligenz eines hochbegabten Unterschichtkinds.

Meine Großmutter war als Dienstmagd in Landwirtschaft und Weinbau beschäftigt. Die Zensuren, die mein Vater in der Schule erhielt, waren glänzend. Angesichts der tristen wirtschaftlichen Lage seiner Mutter war an den Besuch eines Gymnasiums überhaupt nicht zu denken. Nicht einmal die Lehre bei einem Uhrmacher war möglich, der den Buben sofort aufgenommen hätte, nachdem mein Vater schon als Kind Uhren zu reparieren verstand. Aber er hätte kilometerweit – auch im Winter barfuß – täglich zur Lehrstelle und wieder heimgehen müssen. Allein dieser Umstände wegen wurde es schließlich eine Bäckerlehre.

Was ihm, der so oft gehungert hat in Kindheit und Jugend, blieb, war ein lebenslanger Lernhunger, der den stets zu manueller Erwerbsarbeit Gezwungenen seine gesamte Freizeit darauf verwenden ließ, sich ein großes Wissen zu erlesen, wie er sich auch eine rührende Hochachtung vor jeder geistigen Leistung bewahrte. Bis zu seinem Tod erzählte er oftmals von seinem besten Jugendfreund, der „tote Sprachen“ studiert hatte und in Hitlers Wahnsinnskrieg gefallen war.

Und heute, einhundert Jahre nach der Geburt meines Vaters, belegen alle dahingehenden Studien, dass es noch immer nicht gelungen ist, das intellektuelle Potential, das in unserer Gesellschaft – inzwischen nicht zuletzt in Zuwandererfamilien – vorhanden ist, auch nur annähernd zu nutzen.

Auch 2013 stammen die jungen Akademiker noch immer größtenteils aus Akademikerfamilien. Und keine Bildungspolitik in Sicht, die sich deswegen zumindest in Grund und Boden schämten!

*Samstag, 11. 5. 2013*

Acht Sonnentage in Berlin Mitte zur Lindenblütenzeit im Juni 2013: Eine intensiv duftende, grüne Millionenstadt voller Bäume und – Spatzen! Der Boden, über den die flinken Vögel hüpfen, die sich ihren Speiseanteil auch direkt vom Tisch holen, ist von einer überwältigenden Geschichtsträchtigkeit: Auf Schritt und Tritt die Erinnerung an großartige Kunst, politische Ideale und abscheulichsten Politterror.

Unter dem treffenden Titel „Zerstörte Vielfalt“ gedenkt die Stadt in diesem Jahr eindringlich der Übergabe der Macht an die Nazis 1933 samt den desaströsen Folgen. Wenig bekannt: Eine Art Schindler-Geschichte, an die das ausgezeichnete „Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt“ erinnert, wo der kleine Bürsten- und Besenfabrikant Weidt mutig vor allem jüdische Blinde und Gehörlose beschäftigte und versteckte.

Mit dem Besichtigungsschiff fahren meine Frau und ich den Landwehrkanal entlang, in den 1919 die Leichen der von Freikorps-Leuten ermordeten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht geworfen wurden. Deren noch aus DDR-

Zeiten stammende Zitate an Häuserwänden lesen sich als Hohn auf den Spitzel-Staat mit seinem perversen Stasigefängnis in Hohenschönhausen, durch das uns ein ehemaliger Häftling führt.

Es ist auch Jahrestag des Arbeiteraufstands vom 17. Juni 1953, den die Funktionärskaste des vorgeblichen Arbeiter- und Bauernstaats mit Panzern niederwalzen ließ.

Eng verknüpft mit der Politik: die Kunst. Wir besuchen nicht nur die Brecht-Weigel-Wohnung im Hinterhaus in der Chausseestraße und die – kleinen – Grabsteine auf dem daneben liegenden, parkähnlichen Friedhof mit den zahllosen Berühmtheiten, sondern fahren mit Berliner Bekannten auch zu Brechts Sommerhaus nach Buckow. Idyllisch unter Bäumen am Schermützelsee gelegen, fand Brecht in seiner Buckower Elegie „Die Lösung“ die einzig richtigen Worte zum 17. Juni, bezogen auf ein Flugblatt des Schriftstellerverbandes, wonach sich das Volk das Vertrauen der Regierung verscherzt habe: „Wäre es da nicht einfacher, die Regierung löste das Volk auf und wählte ein anderes?“ Davor hatte ihn sein Brief an Ulbricht, von dem die Staatsführung natürlich nur den fatal zustimmend klingenden Schlusssatz verbreitete, schwer diskreditiert.

Damals wie heute gilt: Politiker sind nur durch ihre Abwählbarkeit ertragbar!

Kein Berlin ohne Heinrich Zille, der mit Witz das Elend dokumentierte und leider zu Recht sagte: „Wer über meine Witze lacht, hat se nich verstanden.“ Und heute: Viele Leergutsammler, die Flaschen aus dem Müll fischen. Nicht mit dem Zille-Elend vergleichbar, aber

beschämend für das reiche Deutschland, das die Berliner Großbaustellen mit Aussichtswarten ausstattet.

Das in acht Tagen Gesehene auch nur anzutippen, würde diese Kolumne sprengen.

Bevor wir – seinetwegen verspätet – abfliegen, landet Obama, der auf seiner Dienstreise durch die schussicheren Glaswände nicht einmal einen Bruchteil dessen sehen würde, was wir gesehen haben. Natürlich auch nicht die Massendemos gegen Erdogan und für die Anerkennung der Gebärdensprache. Das heutige Leben also.

*Samstag, 6. 7. 2013*

## Der Berti und die Schwarzen Schwäne

Merkwürdig, dass ich gerade jetzt an den Berti denke! Der Berti, schon lange verstorben, war ein Mensch, der, am Rande zwar, aber durchaus eindrucksvoll, zu meiner Kindheit in Lend gehörte.

Mitte der 1960er Jahre, als ich mein zwölftes Lebensjahr erreicht hatte und nicht mehr nur im Hof vor unserem Wohnhaus, sondern auf der Straße Fahrrad fahren durfte, erschloss ich mir auch das Gebiet der sogenannten Unteren Personalhäuser, wo der Berti wohnte.

Drei, vier Jahre älter als ich, faszinierte er mich gleichermaßen, wie er mir ein bisschen unheimlich war, da er unberechenbar zu sein schien. Aber sehr oft erlebte ich ihn in bester Stimmung. Ich habe ihn mit schlüpfendem Lachen in Erinnerung.

Über den Berti kursierten – zeittypisch nicht eben geschmacksichere – Witze wie der, dass er als Baby zu heiß gebadet worden oder auf den Boden gefallen sei.

Eines Tages verblüffte der Berti, Sonderschulabsolvent, seine Umwelt damit, dass er einen Führerschein vorweisen konnte. Immerhin eine Hürde, an der einige Menschen mit höherem intellektuellem Prestige, als es dem Berti anhaftete, gescheitert waren. Manche hatten es bei



dem Versuch der Erlangung einer Lenkerberechtigung bis zum berüchtigten „Psychotest“ gebracht, während der Berti ebenso stolz wie rasant mit seinem VW-Käfer – tiefer Sitz und „Rennlenkrad“ – herumfuhr. Ich habe ihn heute noch vor mir, wie er mit enormer Geschwindigkeit von Lend Richtung Schwarzach rast. Und so dauerte es nicht lange, bis im Ort die Neuigkeit erzählt wurde, dass der Berti seinen Käfer aufs Dach gelegt habe. Er blieb unverletzt, beim Auto entstand Totalschaden.

Warum nur denke ich gerade jetzt wieder einmal an den Berti?

Vielleicht weil ich mich ein wenig mit den Schwarzen Schwänen des Nassim Nicholas Taleb beschäftigte. Der Finanzjongleur wettete, vereinfacht gesagt, auf das Eintreffen seltener extremer Ereignisse (so selten und extrem wie Schwarze Schwäne) – und verdiente damit ein Vermögen beim Börsencrash, der konventionell Denkende viel Geld kostete.

Vieles von dem, woran ich mich im Zusammenhang mit dem Berti erinnere, gleicht Schwarzen Schwänen.

Über seinen Vater, einen leisen, feinen Menschen mit Goldbrille und Uhrkette, der fast immer im Anzug und mit einer Aktentasche unterwegs war und mir als Kind geradezu als Verkörperung seriöser Amtlichkeit erschien, erfuhr ich plötzlich die Unglaublichkeit, dass gerade er bei einem Sparvereinsessen im Zuge von politischen Auseinandersetzungen in eine Messerstecherei geraten war bzw. sogar selbst zugestochen hatte.

Einige Zeit früher machte eine Geschichte über den Berti die Runde, die mich als Heranwachsenden so intensiv

beschäftigte, wie es sonst vermutlich wirklich nur die Sichtung eines Schwarzen Schwans auf der reißenden Salzach geschafft hätte: Vom Berti – selbst noch ein Halbwüchsiger – hieß es eines Tages, dass er Vater werden würde. Aber nicht genug damit: Er erzähle freimütig und amüsiert, dass er zwar ein Kondom verwendet, diesem zuvor allerdings die Spitze abgeschnitten habe!

*Samstag, 5. 10. 2013*

## Der Rois-Rois und die Seele der Sprache

Mit fünf, sechs Jahren hatte ich niemals auch nur eine Fotografie von ihm gesehen, doch allein der Klang seines Namens hätte in meinen Ohren edler nicht tönen können! Er schmiegte sich als Inbegriff von absolutem Luxus in meine kindlichen Gehörgänge: Der Rois-Rois.

Wo immer ich diesen Namen aufgeschnappt hatte, er war mir geläufig, lange bevor ich lesen konnte, denn die gesprochene Sprache faszinierte mich von Anfang an. Da ich sie natürlich größtenteils im Dialekt, zumindest aber in Umgangssprache aufnahm, öffnete sich mir damals ein von meinen kindlichen Erfahrungen geprägter Raum eigenständiger Bedeutungen.

Ich hatte einen Onkel in Saalfelden, der bei der Eisenbahn beschäftigt war und häufig den Begriff Stellwerk erwähnte. Der Pinzgauer Dialekt ist weitaus kerniger als die Umgangssprache, die im Industrieort Lend gebräuchlich war. Und so sagte mein Onkel „Stoiweak“, was in meinen Ohren exakt nach der Mundartbezeichnung für Stollwerck klang. Ich dachte also an dieses an den Zähnen kleben bleibende weiche Karamellbonbon – einzeln in weißem Wachspapier mit blauem Schriftzug verpackt –,

das von den alten Schwestern Steinberger in ihrem Kramerladen vis-à-vis unseres Wohnhauses nicht nur verkauft, sondern bei Einkäufen im Gegenwert von zehn Groschen auch „herausgegeben“ wurde.

Welche Bedeutungsvielfalt sprachlicher Äußerungen tat sich mir auf diese Weise bereits im Vorschulalter auf!

Im Übrigen hatte ich später kein Problem, mich in der Hochsprache zurechtzufinden und auszudrücken, ja ich lebe seit Jahrzehnten von ihr und für sie, wobei ihre Seele für mich zweifellos der Dialekt ist.

Wie dramatisch sich das Fehlen dieser Sprach-Seele äußert, erlebe ich regelmäßig auf erschütternde Weise in der Wiener U-Bahn, wenn ich unfreiwillig Zeuge der hochsprachlichen Dürftigkeit werde, die in Kindern angelegt wird, denen vermeintlich wohlmeinende Erwachsene den Dialektgebrauch versagen: „Hast g’hört, was sie g’sagt hat? Dann hab’ ich g’sagt, dass er g’sagt hat, was der ’tan hat ...“ – Furchtbar die Qual, diese Sprachverarmung anhören zu müssen! Erst recht in einer Stadt wie Wien mit ihrem wunderbar reichhaltigen Dialekt.

Wie hingegen klang damals in meinen Ohren das absolute Zauberwort für Luxus: Rois-Rois!

Einen Rois-Rois zu besitzen, musste unvorstellbaren Reichtum bedeuten. Das war mir bewusst, obwohl ich bei Rois-Rois zuallererst an den kleinen Schneidermeister Rois dachte, der mir als Kind immer etwas unnahbar vorgekommen war. Und der selbst keinen Rolls-Royce besaß, sondern einen auf unserem Spielgelände zwischen dem alten Postgebäude und der Tankstelle vor sich hinrostenden, himmelblauen kleinen Lloyd.

Heute wäre es schon Widerstand gegen Anglizismen, etwa bei „Work-Life-Balance“ an die Geschichte zu denken, als der Schneidermeister Rois in seinem kleinen Häuschen auf dem einen Ende eines durchs Fenster geschobenen Brettes saß, um das Gleichgewicht für seine außen daraufstehende und Fenster putzende Frau zu halten, bis er ohne Ankündigung plötzlich aufstand ...

*Samstag, 30. 11. 2013*

## Die Post geht ab

Im Elternhaus meiner Frau in Oberösterreich stehen einige Regalmeter mit Fotoalben, die nicht Aufnahmen von Familienereignissen enthalten, sondern einen Teil der letzten beruflichen Tätigkeit meines inzwischen verstorbenen Schwiegervaters dokumentieren.

In seiner Funktion als Präsident der Post- und Telegrafverwaltung für Oberösterreich und Salzburg hatte er in seinen letzten Berufsjahren in beiden Bundesländern ein Postamt nach dem anderen eröffnet beziehungsweise nach Erneuerung wiedereröffnet, Postbuslinien eingerichtet und so weiter und so fort.

Ob im obersten Oberpinzgau oder im hintersten Mühlviertel, auf alle diese Aktivitäten traf die heute nur noch selten gebrauchte Redensart für „da ist viel los“ sogar im Wortsinn zu: Da ging die Post ab!

Ich habe nicht nachgezählt, aber ich bin davon überzeugt, dass kaum zwanzig Prozent jener Postämter, die der Vater meiner Frau als Postpräsident jeweils mit großem öffentlichem Pomp in Anwesenheit von Politprominenz jeglicher Couleur eröffnet hat – und wofür er mit zahlreichen hohen Auszeichnungen bedacht wurde –, heute noch in Betrieb sind.

Die Post soll hier nur stellvertretend für die planmäßige Zerstörung von staatlicher Infrastruktur – vor allem im ländlichen Raum – stehen. Was vielen Menschen ein Gewinn war, muss wenigen zum Profit werden!

Weshalb hat unsere Gesellschaft es hingegenommen wie ein Naturereignis, dass aus sämtlichen, im Eigentum der Staatsbürger stehenden Einrichtungen, Kapitalgesellschaften werden müssen, nur damit – neben den kriminellen Privatisierungsmachenschaften – einige wenige Aktionäre gewinnen, viele Kunden und die meisten Mitarbeiter aber verlieren?

Weil vor jeder Nationalratswahl herausgestrichen wird, dass sie ohnehin in den Ballungsräumen Ostösterreichs entschieden werde? Als hätten die Stimmen der Menschen aus den westlichen Bundesländern sowieso kein Gewicht. Und so, wie mit lebenswichtigen Infrastruktur-Einrichtungen vor allem im ländlichen Raum umgegangen wird, scheint es tatsächlich so zu sein!

In Österreich wird seit Wolfgang Schüssel gerade von der vorgeblich christlich-sozialen Partei der Privatisierungswahn im Sinne einer – neuen – Religion betrieben. Die noch immer vom Nachhall ihrer Penthouse-Bonzen, die sie sich als größte Gegner selbst gemästet hat, geschwächte Gewerkschaftsbewegung wird kaum noch vernommen. Vielleicht aber hört jemand auf den Papst? Franziskus findet in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ klare Worte: „Diese Wirtschaft tötet.“ Die Ökonomisierung sämtlicher Lebensbereiche kritisiert auch der Münchner Kardinal Reinhard Marx: „Ja, ein solcher Kapitalismus zerstört Menschenleben und schadet dem Gemeinwohl.“

Auch wenn von manchen dieser Eindruck geweckt wird:  
Es ist nicht gottgegeben, dass viele Menschen den Sinn  
ihres Lebens einzig darin zu sehen hätten, für einige  
wenige profitabel zu sein!

Ach ja: Wer 2014 sagt: „Da geht die Post ab“, meint es  
meist wohl im umgangssprachlichen Sinn von: Da fehlt  
die Post.

Und nicht nur sie!

*Samstag, 25. 1. 2014*



Viele Jahre hindurch war ich gewohnt, bei meinen Dokumentarfilmen für den ORF hinter der Kamera zu arbeiten. Nun ließ ich mich von meinem Residenz-Verlags-Kollegen Kurt Palm dazu überreden, eine Gastrolle in seinem neuen Kinofilm „Kafka, Kiffer und Chaoten“ zu übernehmen. Letztlich war es meine Frau, die mich zur Annahme gedrängt hat, da sie immer gerne etwas zu lachen hat. Wird doch der Film von der Produktionsfirma als „eine Mischung aus abgefahrenem Roadmovie und durchgeknallter Künstler-Satire“ beschrieben, „angereichert mit Animationen, Videoclips und Musiceinlagen. Ganz nebenbei bekommt Franz Kafka auch noch die Gelegenheit, seine Biografie zu revidieren, und darf endlich rundum glücklich sein“. Und ich darf als Odradek in der Sterbewohnung Kafkas den bekifften Studenten mit krächzender Stimme eröffnen: „Kafka lebt!“ Sie wollen nämlich, statt eine Seminararbeit über den „Landarzt“ zu schreiben, diese Erzählung verfilmen. Im Hochsommer auf Sizilien, wo sie längst ihren Campingurlaub geplant haben – auch wenn Kafkas Geschichte im Winter spielt. In einer Traum-Szene des Films habe ich nichts weiter zu tun als tot zu sein. Im Kerzenschein aufgebahrt in der

heruntergekommenen Küche liegend, Flieder in den gefalteten Händen – und fleißig nachgeschminkt von den netten Maskenbildnerinnen. Bei geschlossenen Augen entkommt mir auch kein Lachen – immerhin sitzt Franz Kafka persönlich daneben, hoch oben auf der uralten Kredenz.

Gar nicht schockiert davon, erstmals eine Leiche zu spielen, ereilte mich an unserem Drehort ein ganz anderer Schock.

Es war der Schock, in die Intimität von – mir nie bekannt gewesenen – Menschen einzudringen, die in den 1970er Jahren aus dieser seither unverändert vor sich hin stauenden Wiener Wohnung herausgestorben waren.

Während der Drehpausen also plötzlich im Schlafzimmer von vor Jahrzehnten verstorbenen Menschen zu stehen. Die Betten noch gleich bezogen; auf dem Kalender die letzten Arzttermine eingetragen. Aus Zeitungen ausgeschnittene Rezensionen von vor Jahrzehnten erschienenen Büchern – wie gerade erst bereitgelegt.

Möbel, Gebrauchsgegenstände – mit der Seife hat sich seither wohl niemand mehr die Hände gewaschen – vermittelten mir ein unerhörtes Ausmaß an Privatheit.

Dies in einer Zeit, in der es Normalität ist, sein Intimstes in einem fort möglichst unverhüllt nach außen zu kehren: Jedes in der Öffentlichkeit lautstark geführte Handygespräch kann einen ungewollt in das persönliche Drama eines wildfremden Menschen hineinzerren. Im Internet von sich Preisgegebenes oder in Sendungen des sogenannten Unterschichtfernsehens Hinausgebrülltes – all das scheint keinen anderen Zweck zu verfolgen als den einer Selbstentblößung vor Massenpublikum.

Was für eine unglaubliche Empfindung also, mich in unseren Tagen als Eindringling in die Intimität mir völlig unbekannter, vor so langer Zeit fraglos vereinsamt verstorbener Menschen schockiert zu fühlen! Überdies an dem Ort eine Leiche zu spielen, wo sie zu Leichen geworden waren.

*Samstag, 29. 3. 2014*

## Die Alten in neuen Zeiten

So schnell kann es also gehen!

Diese Redensart, mit der bei uns auf einen unerwarteten Todesfall reagiert wird, trifft auch darauf zu: So schnell kann es gehen – und schon befindet man sich in einem Neuen Zeitalter! Was in den Geschichtsbüchern später zu Recht als epochale Zäsur vermerkt werden wird, wurde von uns Zeitgenossen wohl eher als schleichender Übergang wahrgenommen.

Dabei war es unserer Generation vorbehalten, gewissermaßen analog zu Bett gegangen und digital aufgewacht zu sein!

Allein in meinem Beruf hätten die Änderungen radikaler (und, wie ich gerne betone: vorteilhafter) nicht ausfallen können: Soeben noch mit einer mechanischen, danach einer elektrischen, bald darauf mit einer elektronischen Schreibmaschine gearbeitet zu haben, war auch bereits der Computer da, der von Jahr zu Jahr leistungsfähiger und zugleich handlicher wurde.

Und schon durchdrang die Mikroelektronik sämtliche Bereiche unseres Alltagslebens – je kleiner die Schaltkreise wurden, desto größer waren Wirkung und Anwendungsgebiete!

Das Neue Zeitalter schuf die Digital Natives, also die digitalen Eingeborenen – und machte aus Angehörigen meiner Generation die digitalen Einwanderer. Immerhin waren wir noch mit großen schwarzen Telefonapparaten mit Wählscheiben aufgewachsen – zu denen Privatpersonen in meinem Heimatort Lend kaum Zugang hatten. Ein Telefonanschluss in der Privatwohnung war die seltene Ausnahme. Anrufe wurden aus Telefonzellen beim Postamt getätigt. Man selbst wurde von einem Anruf wiederum nur über Umwege wie dem nächstgelegenen Gasthaus erreicht. Und wer dann dorthin geholt wurde, wusste, dass es nicht schlechte, sondern sehr schlechte Nachrichten sein würden, die über das Telefon zu erfahren wären, sobald der große schwarze Apparat wieder läutete.

Um auf meine Profession zurückzukommen: In Zeiten der E-Books bleibt trotzdem die Liebe zu antiquarischen Büchern erhalten, wie auch die industrielle Möbelproduktion den Antiquitätenhandel nur beförderte, niemals bedrohte.

Meine Lyrikbände (und viele Notizen) ausgenommen, habe ich kein einziges meiner Bücher ursprünglich per Hand geschrieben. Dennoch melden sich immer öfter neben Autogramm- auch Autographensammler. Via Verlag per E-Mail (auch der Dank kommt dann elektronisch), aber davor muss ich einige Zeilen aus meinem letzten, auf dem Notebook verfassten Roman wie vor Hunderten von Jahren per Hand abschreiben und zur Post tragen, damit diese sie – wie etwa kürzlich – in Nürnberg zustellen kann.

Wenn ich jetzt in meiner digitalisierten Lebensrealität in dem vor mehr als hundert Jahren mit Bleisatz gedruckten Band mit – vor vierhundert und mehr Jahren geschriebenen – altfranzösischen Novellen lese, so geht es darin oft um sehr heutige menschliche Eigenschaften: Gier, Hinterlist, Lüge und Betrug.

Das Gestern reimt sich also auf das Heute: So bleiben wir Angehörigen des jeweils neuesten Neuen Zeitalters, in dem technische Geräte stets rasend schnell veralten, auf verblüffende Weise doch immer wieder nur die Alten ...

*Samstag, 24. 5. 2014*

Vor nunmehr exakt fünfunddreißig Jahren sind meine Frau und ich mit unserem damals gut einjährigen Sohn aus dem österreichischen Liverpool, dem Industrieort Lend im Pinzgau, in die beamtendominierte Marktgemeinde St. Johann im Pongau übersiedelt, in der ich als Fahrschüler auch ein Gutteil meiner Schul- sowie reichlich Freizeit verbracht hatte, und in deren Gymnasium meine Frau – nur wenige Jahre älter als ihre Maturantinnen und Maturanten – unterrichtete.

Vieles war verblüffend fragil in unserem damaligen Alltagsleben:

Der eben auf den Markt gekommene, praktische Buggy-Kinderwagen, ein wunderbar leichtes, klappbares Gefährt, das problemlos in unserem 2 CV Platz fand. Während dieses Kultauto von damals nur noch gelegentlich das Straßenbild aufheitert, da Liebhaber es mehr pflegen als jedes Familienmitglied, ist der Buggy inzwischen zur Gänze von den Gehsteigen verschwunden. Kinderwägen von heute muten mit ihrer massiven hohen Bereifung und panzerartigen Bauweise im Vergleich zu unserem auf winzigen grauen Kunststoffrollen laufenden Buggy von

damals an wie im Bodenkampf erprobte, hochgebirgs- und wüstentaugliche Geländefahrzeuge.

Auch in der Wohnung änderte sich viel. Wurde sie bei unserem Einzug noch mit Öl beheizt, beziehen wir die Wärme inzwischen aus umweltfreundlicher Biomasse. St. Johann ist Klimabündnis-Gemeinde und Europa-Sieger unter allen fünf- bis zwanzigtausend Einwohner zählenden Orten. Hier konnten in zwei Jahrzehnten die Kohlendioxid-Emissionen um ein Viertel reduziert werden!

Nicht nur um dem Nachwuchs den Rückweg ins Ewige Hotel Mama abzuschneiden, legten wir Küche und Kinderzimmer zusammen. Sahen wir früher aus dem Schlauch einer düsteren Küche auf eine altersschwache Salzachbrücke, blicken wir heute aus der hellen Wohnküche auf die beeindruckende Stahlbogenkonstruktion der neuen Stadtbrücke.

Stadt? Von mir selbst unbemerkt, brütete mich die Marktgemeinde im Laufe der Jahre vom überzeugten Landei zum Stadtbewohner aus. Zumindest wurde der Ort über Nacht per Urkunde zur Stadt erhoben – ohne erkennbare Veränderungen. Mit Ausnahme des kontinuierlichen Zuzugs anderer Landeier in den Bezirkshauptort, worin sich auch die Problematik der sich leerenden Dörfer spiegelt.

Zu Stadtbewohnern machte uns überdies die kürzlich errichtete erste im Dauerbetrieb laufende Verkehrsampel des gesamten Bezirks. Auch sie haben wir von den Wohnküchenfenstern aus im Blick.

Nachdem sich die Kleinstadt endlich von der früheren, auch vom Amt der Landesregierung geforderten und geförderten, geisttötenden Untugend zu lösen vermochte,



dass Kulturvereine als Vorfeldorganisationen der Parteien zu betreiben seien, gründete meine Frau mit Gleichgesinnten eine Geschichtswerkstatt. Die ersten Stolpersteine erinnern nun dauerhaft an örtliche Opfer des Mord- und Raubregimes der Nazis: An das Kind Hansi Thaler, das im Zuge des Euthanasie-Irrsinns umgebracht wurde; an das ermordete jüdische Ehepaar Charlotte und Karl Schneider.

Damit wurde der Ort auch ideell zur Stadt erhoben!

*Samstag, 19. 7. 2014*

## Als ich noch Sidekick war

Nun dürften in den Schulen unseres Landes die Rollen unter Schülern und Lehrern für das neue Schuljahr schon weitestgehend verteilt sein.

Wenn ich mich an meine Pflichtschulzeit in Lend zurück-erinnere, so darf ich sagen, dass meine Rolle bereits in der Zweiten Klasse Volksschule erstmals urkundlich erwähnt wurde: In meinem Volksschulzeugnis findet sie sich in der Rubrik „Betragen“ gespiegelt.

Sie haben es natürlich erraten: Ich hatte mir in freier Entscheidung die Rolle des damals (und wohl auch heute noch?) sogenannten Klassenkasperls ausgesucht.

Das war eine durchaus ernst zu nehmende Tätigkeit im Hinblick auf einen später im weitesten Sinn im Showgeschäft angesiedelten Beruf.

Erstaunlich, meine kindliche Weitsicht: Der neben seiner einsamen Schreibtätigkeit immer wieder auch öffentlich auftretende und aus seinen Büchern vorlesende Schriftsteller ist heutzutage längst zu einem Teil des Showgeschäfts geworden.

Während mein Freund und Banknachbar Franzl – inzwischen schon lange geachteter Rechtsanwalt – an der Kreuzung zur Gasteinerstraße auf mich wartete, damit

wir wie immer gemeinsam den Kirchbüchel hinauf zur Schule gingen, ging ich damals genaugenommen schon in den Dienst.

Auch wenn es noch ein Learning by Doing war, da ein angehender Klassenkasperl in dieser Disziplin keinerlei Unterstützung durch das vom Staat angestellte Lehrpersonal erhält, sondern ihm von diesem nur über manche Spontanmaßnahme wie der seinerzeit gerne angewandten Strafe des Eckstehens und in der Folge eben durch die Zeugnisnote, die Rechnung präsentiert wird. Obwohl doch genaugenommen der Klassenkasperl für seine Darbietung eine Honorarnote zu stellen gehabt hätte! Aber auch ich kassierte für meine Auftritte als Unterhaltungskünstler während der Unterrichtszeiten seitens des – wie ich zugebe: ungefragten – Veranstalters nur die Zeugnisnote „2“ im Fach „Betragen“. Kann „Betragen“ ein Schulfach sein? „Betragen“ war jedenfalls kein Pflichtgegenstand.

Im weitesten Sinn war ich natürlich damals das, was man heute etwa auch in Fernsehshows als Sidekick bezeichnet. Ich war schon in der zweiten Klasse Volksschule der Sidekick meiner damaligen Lehrerin. 1963 hieß sie Brigitte Neubacher, ich habe keine Ahnung, wo und unter welchem Namen sie heute (hoffentlich!) noch glücklich und zufrieden lebt.

Ich war ihr Sidekick, da die Königsdisziplin des Klassenkasperls immer schon darin bestand, nicht nur das durchwegs für die Abwechslung dankbare Publikum aus Mitschülerinnen und Mitschülern zu unterhalten, sondern auch die Lehrperson in die Vorstellung einzubeziehen. Schlicht gesagt, es galt, auch der Lehrerin zumindest

ein Schmunzeln, wenn nicht gar ein helles Auflachen zu entlocken. Und das gelang mir bei Frau Neubacher damals tatsächlich des Öfteren.

Ohne dies empirisch beweisen zu können, glaube ich, dass vor der Schultafel – neben der Lehrerin – seine Faxen zu machen, der erste Schritt in Richtung dessen ist, was heutzutage in der Showbranche bewundernd als „Rampensau“ bezeichnet wird.

*Samstag, 13. 9. 2014*

Bei uns im Salzburger Gebirge hat nach der Föhnwärme des in den Herbst ausgewanderten heurigen Sommers ein Sturmausläufer gewütet. Die Berge ziehen sich die Nebelhauben den ganzen Tag bis auf Brusthöhe herunter. Und die Wiesen haben über Nacht erstmals weiße Lätzchen umgehängt bekommen.

Die beste Zeit also, um eineinhalb Monate zurückzudenken an Rhodos, an Sonne und Meer, vor allem aber an allerlei Merkwürdigkeiten.

Schon die herzliche Begrüßung im kleinen, familiären Hotel war durchpulst von der Aufregung über den uns auf der Terrasse erwartenden Empfang.

Als meine Frau und ich hinaustraten, schnellten die Smartphones unbekannter Gäste, welche zuvor die Gespräche unserer englischen Freunde mitgehört und ihre Proben gesehen hatten, ebenso in die Höhe wie die vier lebensgroßen Gesichtsfotos, hinter denen die Antlitze der beiden Ehepaare verschwanden. Wir blickten in vier Fotos von – George Clooney!

Diese aufwändige Inszenierung verdankte sich der erstaunlichen Langlebigkeit eines von mir vor einem Jahr in ausgelassener Runde spontan erfundenen Scherzes.

Ich hatte unseren stets auf Jokes erpichten englischen Freunden erzählt, dass mir im Meer eine Frau aufgeregt gestikulierend bedeutet habe, zu ihr zu schwimmen. Als ich dort war, habe sie sich entschuldigt – sie hätte mich nämlich mit George Clooney verwechselt!

Geringfügige äußerliche Unterschiede zwischen Herrn Clooney und mir hatten unsere Liverpooler-Beatles-Zeitzeugen vor Lachen fast von den Stühlen geworfen – und ein Jahr später zu ihrem Empfangs-Spaß getrieben. Was ich mir bei ihrer Idee gedacht habe, wollten sie wissen. – Als hätte ich mich nach durchzechter Nacht viermal im Spiegel gesehen, versicherte ich.

Heute erscheinen mir diese Scherze kaum unrealistischer als das, was mir beim Schwimmen von einer netten pensionierten Münchner Lehrerin mit großem Ernst über Lichtwesen und Meer-Engel erzählt wurde, die in großer Zahl im Wasser rund um uns vorhanden seien und negative Energie aus uns herausziehen würden. Eine ihrer Bekannten, ausgebildete Konzertpianistin, habe dank der Lichtwesen nicht nur ihren Krebs überlebt, sondern von ihnen den Auftrag erhalten, zum Engel-Coach zu werden. Sie vermöge diese Wesen tatsächlich zu sehen!

Als wäre auch dies Teil einer scherzhaften Inszenierung, hörte ich beim Abendessen, wie der Münchnerin von einer Frau der Grund für die allseits bekannte Fingerhaltung der Deutschen Kanzlerin Merkel erklärt wurde: „Damit wehrt sie die negativen Energieströme ab und bleibt so unverwundbar.“

Wie beruhigend, dass mir ein erdiger Engländer Fotos seiner Vienna Highflyers zeigte und ich nun weiß, dass es sich dabei um Tauben handelt und nicht um Wiener Engel!

Kein Scherz: Heimgekehrt, verwechselte mich offenbar – ein Hund! Sein Frauerl konnte ihn kaum an der Leine halten, so heftig zog er schweifwedelnd und freudig erregt in meine Richtung. Als ich abbog, jaulte er dermaßen erbarmenswert, dass ich beinahe umgekehrt wäre, um ihm zu sagen, dass ich nicht George Clooney sei.

*Samstag, 8. 11. 2014*

## Winter und Sport

Vor gut einem halben Jahrhundert war uns Kindern im Winter Schneefall noch das natürlichste Ereignis, das sich denken ließ. So natürlich, wie inzwischen vielen Menschen die Herstellung von Kunstschnee zu sein scheint. Schnee fiel damals ganz von selbst vom Himmel. Um darauf Schi zu fahren oder zu rodeln, mussten keine Kanonen in Stellung gebracht werden, bedurfte es keiner kosten- und ressourcenverschlingender Apparaturen, nur der Gerätschaften, um der Schneemassen dort Herr zu werden, wo sie nicht erwünscht waren.

Auch wenn uns Kindern im Gebirge Wintersport vor allem das war, was wir selbst ausübten, blieben uns Großereignisse wie die Winterolympiade 1964 in Innsbruck natürlich nicht verborgen.

Was heute riesige Flatscreen-Bildschirme in HD-Qualität sein mögen, war mir, da wir keinen Fernsehapparat besaßen, das alte Telefunken-Röhrenradio für Mittelwelle-Empfang. Es stand hoch oben auf der Kredenz in unserer Wohnküche, dem einzigen beheizbaren Raum der Küche-Zimmer-Kabinett-Arbeiter-Wohnung in Lend.

Als Zehnjähriger sammelte und tauschte ich eifrig die Kärtchen mit den Schwarz-Weiß-Porträts der Teil-



nehmerinnen und Teilnehmer bei den Olympischen Winterspielen in Innsbruck. Egon Zimmermann, Christl Haas oder Traudl Hecher habe ich noch genau vor Augen. Doch die ganz große Sensation dieser Olympiade verbindet sich mir nicht mit einem Foto, schon gar nicht mit einem Fernseh- oder Wochenschaubericht, sondern mit einer dünnen Hörfunkmeldung in den morgendlichen Landesnachrichten.

Längst vergessen habe ich die spannenden Radioreportagen der Ski-Wettkämpfe und deren Ergebnisse, nicht aber diese eine Information.

Es war noch ziemlich dunkel draußen. In unserer Küche brannte das kleine Licht über dem Ofen, neben dem sich das Kaltwasser-Waschbecken als einzige Waschgelegenheit unserer Wohnung befand. Dort stand ich, bereit, zur Schule aufzubrechen, als ich diese sagenhafte Nachricht aus dem Radio vernahm: Unsere Olympiateilnehmerin beim Rennrodeln, die Vizestaatsmeisterin Friederike Matějka (in Lend aus einem mir unbekanntem Grund „Susi“ genannt), hatte am Vortag den siebten Platz errungen! Diese Sensation, Siebtbeste bei Olympischen Spielen, machte mich schier fassungslos. Stolz und Freude überdeckten alle übrigen Resultate. Dass eine andere Österreicherin Dritte geworden war, sehe ich heute im Internet. Denn: Was war das gegen den siebten Rang „unserer“ Susi (inzwischen längst verheiratete Stangl)!

Als 1990 Jeanette Koppensteiner aus Lend Naturbahnrodel-Weltmeisterin wurde, war meine Freude groß, auch wenn natürlich die kindliche Erschütterung des Zehnjährigen fehlte (als der auch ich mein einziges Rodelwettrennen bestritt und bei der Ortsmeisterschaft Dritter wurde).

Jeanettes großer Erfolg mutete mich auch ein bisschen wie eine Wiedergutmachung für ihren Vater an, dem in meiner Kindheit die schwierige Aufgabe zufiel, Lends grandiosem Tormann Herbert Rettensteiner folgen zu müssen – aber damit wäre ich ja schon beim Sommer- und nicht mehr beim Wintersport ...

*Samstag, 24. 1. 2015*

Wenn man als Schriftsteller wieder ein neues Buch veröffentlicht hat, wird man bei Lesungen, auf der Straße, in Restaurants, auf der Langlaufloipe usw. vermehrt mit der gleichermaßen langlebigen wie durchaus berechtigten Frage konfrontiert: Woher haben Sie nur ihre Einfälle? Die Antwort darauf ist denkbar einfach: Ausschließlich aus meinem Kopf!

Was einerseits wie ein Scherz klingt, ist andererseits die pure Wahrheit. Und die könnte bald ganz anders klingen! Noch unterscheidet sich der künstlerische Beruf vom kunsthandwerklichen, mit dem er gelegentlich verwechselt wird, dadurch, dass jedes neue Buch eine neue Idee und diese auch eine neue Form ihrer Umsetzung erfordert. Einen Familienroman zu schreiben, wie ich es zuletzt mit „Komplizen des Glücks“ unternommen habe, bedeutet, die lange Reihe von Familienromanen aus der Literaturgeschichte mitzubedenken, um möglichst keinen von ihnen zu wiederholen – dafür einige ihrer Muster bewusst auf den Kopf zu stellen.

So viel – natürlich: so wenig! – zur Profession des Künstlers, die nicht zu trennen ist vom Individuum mit seinen

spezifischen Erfahrungen und seiner eigenen Wahrnehmung des menschlichen Lebens. Die Kunst (wie auch die Wissenschaft) war immer das für eine Gesellschaft unabdingbar notwendige Biotop, in dem sich der Eigen-Sinn des Einzelnen behauptet.

Und nun sind Gruppierungen am Werk, die mit rohester Gewalt und Terror auch die westlichen Gesellschaften hinter die Zeit der Aufklärung zurückzumorden versuchen. Obwohl ich, bei allem Fanatismus ihrer Anhänger, nicht an deren dauerhaften Erfolg glaube, führen uns diese Phänomene schmerzhaft deutlich vor Augen, dass alles, was uns selbstverständlich war – und auch selbstverständlich sein soll! – wieder verteidigt werden muss.

Angesichts dieser Entwicklungen wirkt ein anderes Phänomen unseres heutigen Lebens lächerlich harmlos, obwohl es ebenfalls auf massive Einschränkung, wenn nicht Abschaffung individueller Kreativität hinausläuft: Die Vorherrschaft des Algorithmus, mit dem auf verschiedenen Ebenen der Massengeschmack von Konsumenten errechnet und versucht wird, ihm ständig zu entsprechen. Ein Film- bzw. Videovertreiber – also ein reines Technologieunternehmen – produziert Serienware auf Basis all dessen, was bereits Erfolg hat und betreibt so die Totalverkommerzialisierung selbst des Kunsthandwerks.

Griffe diese Methode – Einfalt statt Vielfalt – auch auf den künstlerischen Film über (andere Kunstsparten wie die Literatur sind selbstredend mitbedacht), wäre jedwede künstlerische Weiterentwicklung unterbunden. Es gäbe dann, wie man bei uns auf dem Land sagt, nur noch more of the same. Und der Rat des Filmemachers Wim Wenders für seine Kollegenschaft, nur das zu machen,

was kein anderer so machen könnte wie sie, würde sich völlig erübrigen.

Ich für meinen Teil hoffe trotzdem, noch geraume Zeit die Frage nach der Herkunft meiner Einfälle wie bisher beantworten zu dürfen: Aus meinem Kopf! Und nicht sagen zu müssen: Von einem Rechenprogramm, von wo denn sonst!

*Samstag, 7. 3. 2015*

## Wenn das Leben schreibt

In meiner letzten Kolumne ging es unter anderem um den Herkunftsort der Ideen meines jüngst erschienenen Romans. Wer diesen Ort aufsuchen möchte, müsste in sein Navigationsgerät als Reiseziel „Kopf des Verfassers“ eingeben.

Es existiert aber auch ein Phänomen, für das sich schon seit langer Zeit der Satz eingebürgert hat: Geschichten, die das Leben schreibt. Bloß hat diese wie aus unserem heutigen Marketingzeitalter stammende, griffige Formulierung den kleinen Nachteil, dass das Leben bekanntlich bislang noch keine einzige Zeile geschrieben hat, weil dies ausschließlich Schriftsteller oder Journalisten tun. Treffender wäre also: Geschichten, die sich das Leben ausgedacht hat.

Wie auch immer: Es geht jedenfalls um Ereignisse, die sich in der Regel nur über mündliche Überlieferung innerhalb der davon betroffenen Familie erhalten. Und irgendwann bleiben solche Geschichten auf ihrem langen Weg durch die Geschichte buchstäblich auf der Strecke und versiegen. Sie sind verloren; als hätte es sie nie gegeben.

Alle Anlässe, die Lebenszeit solcher Erzählungen zu verlängern, sind zu begrüßen. So etwa auch die Vielzahl von Erinnerungen an das heurige siebzigjährige Jubiläum des Endes des Zweiten Weltkriegs.

Es gibt aber auch Stätten wie die ehemaligen Kriegsgefangenenlager (STALAG) – in St. Johann befindet sich der „Russenfriedhof“ –, die unabhängig von Jahrestagen immer wieder Anlass für Erinnerungen sind. Geschichten, die von den Nachkommen ehemaliger Kriegsgefangener und deren Angehörigen erzählt werden. Oft geht es um das, was damals streng verboten war: Um die Liebe zwischen Einheimischen und Inhaftierten, die bei Bauern zur Arbeit verpflichtet waren. Sehr menschliche Liebesbeziehungen zwischen den von den Nationalsozialisten zu Untermenschen erklärten Kriegsgefangenen und etwa Bauerstöchtern, die nicht ohne Folgen blieben. Und so kam es beispielsweise, dass der Vater eines solchen Kindes – vor dem Krieg in Belgrad verheiratet gewesen – danach dorthin zurückkehrte. Und für seine St. Johanner Geliebte so lange verschollen blieb, bis seine legale Tochter sich auf die Suche nach ihrer Halbschwester machte und eines Tages im Pongau vor deren Tür stand. Inzwischen besitzt die Serbin als einzige Angehörige nur noch die Österreicherin!

Manchmal wandelt sich über die Jahrzehnte für die Nachgeborenen Tragik in Komik: Bei den letzten Rauriser Literaturtagen fiel mir – gewissermaßen als Nebenwerb zu meiner Lesung – die Begleitung der von Nina Roth engagiert geleiteten Schreibgruppe zu, deren Mitglieder sich in ihren Texten eindringlich und auf vielschichtige Weise dem Thema MEHR.SPRACHEN gewidmet

haben. Cäcilia Neureiter berichtete die wahre Begebenheit aus dem Ersten Weltkrieg, als eine Pinzgauerin von einem russischen Kriegsgefangenen schwanger wurde und die größte Sorge der Frau der Sprache ihres künftigen Kindes galt: Was sollte sie nur tun, wenn das Kind russisch sprechen würde wie sein Vater, es die eigene Mutter also nicht verstehen und nicht mit ihm reden könne?

*Samstag, 9. 5. 2015*



## Als die Zeit gratis war

Sobald die Ferienzeit, in kurzer Hose und T-Shirt, barfuß oder in Flip-Flops, wieder vor der Balkontür steht, um in ihr Reich der Unbeschwertheit einzuladen, wächst bei mir der Wunsch nach einer luftig-leichten, vom Hollerblütenduft durchzogenen Sommer-Kolumne.

Doch es türmen sich sofort dunkle, mit Skrupeln geladene Gewitterberge auf: Eine Fluchtkolumne in Zeiten unzähliger Flüchtlinge! Gerade ich, der nie zur Realitätsflucht neigte, flöhe damit vor dem Grauen von Gewalt, Kriegen, Vertreibung und Flüchtlingselend! Und vor allem vor dem seltsam selten thematisierten globalen Waffengeschäft als Grundbedingung für all das Elend, an dem still und leise wieder einmal so unverschämt viel verdient wird!

Und da sind natürlich auch die großartigen Zeilen des gerade vor den Nazis flüchtenden Bertolt Brecht: *Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!*

Diese und weitere Beschwerden am Eingang einer unbeschwerten Sommerkolumne zur Feier des Ferienbeginns.

All das sei mitbedacht, auch wenn es nur um die Beschreibung des harmlos das Gemüt beruhigenden Besuchs eines Schmetterlings geht, der im ruckartigen Flug die unsichtbaren Luft-Stufen erklimmt, auf seinem Weg über die Balkonbrüstung, um eine Runde vorzutanzten und sich danach auf einer Blüte mit leichtem Flügelschlag selbst zu applaudieren.

Kommt dieses Pfauenauge wirklich aus der vorab angedeuteten Gegenwart? Oder ist es bei ihm nicht auch so wie mit dem Fallschirmgeschwader der Löwenzahnsamen, die mir in diesem Moment direkt aus meiner eigenen Kindheit zugepustet werden?

Kaum will ich diesem poetischen Bild folgen, habe ich auch schon die Überlegungen der Physik zu Teleportation und ähnlich Atemberaubendem im Kopf, die mein Handwerk der Poesie in der Grenzenlosigkeit der Vorstellung manchmal schon zu überflügeln scheinen.

Wie auch immer! Diese Samen wurden vor einem halben Jahrhundert losgepustet – und damals war ich zehn Jahre alt. Das heißt, dass ich das T-Shirt noch unter seinem Taufnamen Ruderleibchen hautnah kannte. Genauso wie meine Bubenfüße noch mit den Eltern der vornehmen Sportschuhe persönlichen Umgang pflegten, die von ziemlich weit unten kamen und sich damals bescheiden Turnpatschen nannten, bevor sie ihren Aufstieg ins Hochpreissegment antraten.

Auch wenn ich mir nicht ganz sicher bin, womöglich waren einige von uns damaligen Turnpatschenträgern auch unter unseren Künstlernamen Rotzpijn bekannt. Nur eine Mutmaßung, nach einem halben Jahrhundert.

Apropos Hochpreissegment: Ferienbeginn bedeutete für mich damals, unendlich viel Zeit zu haben – und vor allem keine Sekunde lang daran zu denken, dass Zeit nicht gratis sein könnte. Obwohl Benjamin Franklin schon 1748 sagte: Time is money!

Ohne bewusst daran zu denken, lebte ich jedes Jahr zwei Monate lang in dem herrlichen Gefühl, dass die Freizeit nichts kosten und allen Menschen gleichermaßen zur Verfügung stehen würde. Was für ein unbezahlbarer Irrtum!

*Samstag, 27. 7. 2015*

## Kopfreisen

Wenn die sommerliche Hauptreisezeit ausklingt, finde ich es reizvoll, vom saisonunabhängigen, nicht nur Ländergrenzen, sondern auch Jahrhunderte überwindenden Reisen im Kopf zu sprechen.

Meine jüngste Kopfreise mittels Literatur wurde ausgelöst durch eine kleine reale Autofahrt im Mercedes eines früheren Papstes. Des Literaturpapstes Marcel Reich-Ranicki. Dessen langjährige Sekretärin bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Hanne Müller, besitzt das Fahrzeug und lebt mittlerweile in Wagrain.

Wir haben uns bei einer meiner Lesungen in der Stadt Salzburg kennengelernt. Hannes Tante beherbergt in ihrem Haus in Schwabing eine heute gänzlich in Vergessenheit geratene Person: Carl Georg von Maaßen. Er war das Ziel meiner Kopfreise, in diesem heißen Sommer 2015.

Ich erinnerte mich dunkel, Ende der 1970er Jahre in Erich Mühsams „unpolitischen Erinnerungen“ auch über Maaßen gelesen zu haben. Also tauchte ich, umgeben vom Eschenauer Kuhgebimmel, noch einmal ein in die faszinierenden Schilderungen eines über hundert Jahre zurückliegenden Bohème-Lebens.

Mühsam beschreibt seinen Freund Maaßen trotz „der größten Verschiedenheit unserer Anschauungen“ liebevoll als „ewigen Herausgeber der großen E. Th. A. Hoffmann-Ausgabe“, als „Bibliophilen, Satiriker und Lebenskünstler“, nennt ihn einen „gelehrten Spötter und ironischen Bücherwurm“.

Der von seinen Freunden mit den Initialen seiner beiden Vornamen C. G. Gerufene war „Besitzer einer der schönsten und bedeutendsten Privatbüchereien Deutschlands“. Die 15.000 Bände, darunter alle Werke der Romantik in Erstausgaben, befinden sich heute im Besitz der Universitätsbibliothek München.

Natürlich blieb ich nicht bei Maaßen allein, sondern absolvierte die gesamte Rundreise durch die Schwabinger, Berliner, Pariser und teils Wiener Bohème, in Erich Mühsams Erinnerungen.

Ich traf wieder auf die grandiose Gräfin Franziska zu Reventlow, an die ich in meinem jüngsten Roman „Komplizen des Glücks“ mit meinem Ich-Erzähler Rolf (so hieß ihr heiß geliebtes „Bubi“) erinnere. Und machte Station bei dem von seinen Zeitgenossen überaus verehrten Peter Hille. Dachte dabei an meinen vor Jahrzehnten gehaltenen Vortrag auf einem Bohème-Symposium in Wien, den ich Hille gewidmet hatte. Ich erzählte darin auch die von Kurt Tucholsky in einem Brief erwähnte Geschichte, wonach Peter Hille „ganz arm und frierend auf einem Landweg“ ging, „ohne einen Pfennig Geld“. Da lief ihm ein genauso heimatloser Hund zu. Da weder Hille noch der Hund aufpassten, wurde das Tier von einem Auto überfahren, dessen Lenker Hille für einen Bettler hielt

und ihm aus Mitleid 50 Mark gab. Da Hille so versonnen blickte, gab er ihm weitere 50 Mark.

Peter Hille hat den toten Hund angesehen, das Geld und das davonfahrende Auto. Dann hat er die 100 Mark genommen und sie dem Hund unter den Kopf gelegt und ist weitergegangen.

Ich habe keinen Zweifel daran, mit dieser Geschichte den am weitesten von unserer Gegenwart entfernten Punkt meiner Kopfreise erreicht zu haben.

*Samstag, 12. 9. 2015*

Gestern, am 6. November, wäre meine Mutter 100 Jahre alt geworden, wenn sie nicht schon 1973, zwei Monate nach meinem Vater, mit 58 Jahren an Krebs verstorben wäre.

Ein seltsamer Gedanke, nun schon 3 Jahre länger am Leben zu sein als die eigene Mutter, die ich immer als ältere Frau empfunden hatte, war sie doch bei meiner Geburt schon fast 39 Jahre alt – ungewöhnlich für das Jahr 1954.

Sie war eine lebenslustige Frau, die in ihrer Jugend Gedichte geschrieben hatte, wie mir ein früherer Schuldirektor nach ihrem Tod erzählte.

Beeindruckend, dass sie sich in meinen Vater, diesen nachdenklichen, ernsten, das Leben meist (allzu) schwernehmenden Menschen verliebt hatte, für den all das, wofür sie sehr wohl zu haben war – bei uns nannte man das nächtelange Feiern damals „Blitzen“ –, absolute Zeitverschwendung war.

Ihr Vater, ein Maurermeister, der in Lend in der Fabrik arbeitete, war rigoros in der Erziehung seiner sechs Kinder. Von den Töchtern verlangte er, die Freizeit ausschließlich mit Handarbeiten zu verbringen. Ihre gutmütige Mutter

ließ sie jedoch nach der Schule mit den anderen Kindern zum Böndlsee laufen, von wo sie rechtzeitig wieder daheim sein musste, um beim Eintreffen des Vaters mit dem Strickzeug in der Stube zu sitzen.

Als Kind begleiteten mein Freund Franzl und ich oft seinen Vater, der als Viehhändler arbeitete. Unvergesslich, wie mir einmal in Dorfgastein von einem älteren Mann, dem mich Franzl Papa als „Bub von der Anni“ vorgestellt hatte, sagte, dass er meinen Großvater mütterlicherseits – vor meiner Geburt verstorben –, gut gekannt habe. „Lang wia da Sunnawendttag is a g'wesn!“

Von dieser Statur hatte meine Mutter nichts geerbt: sie war 1,46 Meter klein – und eine große Frau, in der Bewältigung des Familienalltags. Heute nennt man so etwas Management.

Mein Vater lieferte seinen gesamten kärglichen Lohn (mit Lohnstreifen im knisternden Lohnsackerl) am Monatsersten zur Gänze bei ihr ab und bewunderte ihr Geschick, mit dem Geld hauszuhalten. Er trug niemals Geld bei sich. Im sozialistischen Umfeld des Industrieortes Lend waren die meisten Frauen sehr traditionell mit Haushalt und Kindern beschäftigt. Meine Mutter wusste alle Alltagsprobleme zu lösen, kannte bei Krankheiten jedes der Hausmittel, über die heute wieder Bücher geschrieben werden.

Nach einer Kaufmannslehre – damals das höchste der Gefühle für das aufgeweckte Mädchen aus einer Arbeiterfamilie – wurde sie im Zweiten Weltkrieg als Rot-Kreuz-Krankenschwester bis nach Odessa verfrachtet.

Auf dem einzigen Klassenfoto, das sie als Kind zeigt, ist jener träumerisch in die Ferne blickende Lehrer zu sehen,



der den Schülerinnen oft von der Marillenblüte in der Wachau vorgeschwärmt hatte. Sollten sie jemals heiraten, dann möglichst dort! Meine Mutter hat zwar nicht in der Wachau geheiratet, aber einen von dort stammenden Mann.

Wenn heute geborenen Menschen 100 Lebensjahre vorausgesagt werden, könnten sie zufrieden sein, wenn darin so viel Empathie und Hilfsbereitschaft Platz fänden wie in den 58 Jahren meiner Mutter.

*Samstag, 7. 11. 2015*

## 2016?

Nach den ersten beiden Wochen des Jahres 2016 dürften etliche unserer privaten Neujahrsvorsätze schon wieder dabei sein, ihre Halbwertszeit zu erreichen.

Verständlicherweise gilt zu Beginn eines neuen Jahres unser Augenmerk möglichen Veränderungen. Zumal inzwischen auch Verschlechterungen unserer Lebensbedingungen Reformen genannt werden.

Fataler hingegen dürfte sich vieles von dem auswirken, was sich wieder nicht ändern wird!

Exakt wie bei einem Uhrwerk greifen nämlich menschliche Dummheit – Verführbarkeit – und extreme Unverfrorenheit ineinander.

In Zeiten, in denen die Ideologie des Neoliberalismus von vielen Politikern all der Katastrophen zum Trotz, welche beispielsweise deregulierte Finanzmärkte den Staaten bereits aufgebürdet haben, noch immer als Religion angebetet wird, werden wir wohl auch in diesem Jahr erleben, dass dort, wo das Geldausgeben sinnvoll und gerecht wäre, über Centbeträge erbittert gefeilscht wird, während scheinbar mit leichter Hand Milliardensummen in alle möglichen Fässer ohne Böden geworfen werden.

Wer hätte gedacht, dass der scharfsinnige Bertolt Brecht, der heuer 60 Jahre tot sein wird, in unseren Tagen überholt sein würde mit seiner pointierten Erkenntnis aus der „Dreigroschenoper“: „Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ Heute muss es leider heißen: Was ist die Gründung einer Bank gegen das Ruinieren einer Bank?

Das – keineswegs nur falsche – Glaubensbekenntnis „Mehr Privat, weniger Staat“ gilt beim Casinokapitalismus einzig für Gewinne. So viel Staat nämlich, wie für die Übernahme exorbitanter Bankenverluste plötzlich nötig wurde, hat es vor der Entfesselung dieser Märkte, ihrer Abkoppelung von der Realwirtschaft, zu keiner Zeit gebraucht!

Auch hier bedeutete die Praxis die absurde Umkehr einer Ideologie in ihr Gegenteil. Die allergrößten Staatsschulden – ohne gesellschaftlichen Nutzen! – machten die, welche zuvor am lautesten dagegen gewettert hatten! So wie die Waffengeschäfte weitergehen werden, ist auch 2016 trotz verheerender Auswirkungen kein Verbot der Spekulation mit Nahrungsmitteln in Sicht. Im Sinne von „Mehr Privat, weniger Staat“ werden die Kriegs- und Hungerflüchtlinge nicht zuletzt der aufopfernden Betreuung freiwilliger Helferinnen und Helfer überantwortet werden. Das Banken, Militärflugzeugfirmen usw. nachgeworfene Steuergeld fehlt allerorten – etwa im Gesundheitswesen. Da der ländliche Raum zum Infrastruktur-Abbaugelände geworden ist – las ich nicht schon von Schulbussen, die von Ehrenamtlichen gesteuert werden? –, erwarten uns vielleicht bald solche Landkrankenhaus-Inserate: Hobbychirurgen gesucht! Wenn Sie endlich Ihren ersten

Blinddarm unter dem Messer haben möchten, kommen Sie! Ein pensionierter Primar wird Ihnen – ebenfalls ehrenamtlich – zur Seite stehen. Saubere Arbeitskleidung bitte selbst mitbringen.

Bevor Unverfrorenheit und Dummheit verschwunden sein werden, dürften sich noch eher einsame Menschen ihre jeweiligen Wunschpartner mit dem eigenen 3D-Drucker herstellen können.

*Samstag, 16. 1. 2016*

Der heute noch bekannteste Satz des 1854 – am 20. Oktober, wie exakt 100 Jahre später ich selbst – geborenen französischen Ausnahmepoeten Arthur Rimbaud lautet: „Ich ist ein Anderer.“

Diese bahnbrechende poetische Idee, eine enorme intellektuelle Grenzüberschreitung zur Zeit seiner Niederschrift – ist in unseren Tagen Teil der ganz banalen Alltagsrealität von Durchschnittsmenschen geworden!

Nahezu überall und zu jeder Zeit erlebbar, wie ich unlängst persönlich feststellen durfte.

An einer Erkältung laborierend, gönnte ich meinem blassen Gesicht am Salzdachdamm in St. Johann ein winterliches Sonnenbad.

Bald gesellte sich eine Schar wohl im zweiten Lehrjahr befindlicher Berufsschülerinnen in meine Nähe. Teils mit hörbarem Migrationshintergrund in der Aussprache, begannen die Mädchen abwechselnd ungeniert laut zu telefonieren.

Offenbar riefen sie über ein Internet-Portal paarungswillige Männer in Deutschland an, die sie zuerst nach dem Alter fragten und dann nach dem Wohnort. „Ah, du bist 21. Aus Berlin. Ich bin aus Hamburg. Ich komme heute

noch nach Berlin. Da können wir uns treffen." „Ah, du bist aus München, ich bin aus Aachen. Ja, heute werde ich noch nach München fahren, da können wir uns treffen." „Welcher Landsmann bist du? Albaner. Oh! Ich bin auch Albanerin!" – Dann folgte ein Satz auf Albanisch mit wohl nicht ganz jugendfreiem Inhalt, wie aus der großen Erheiterung der Mädchen zu schließen war.

Die vermutlich mit Extragebühren belegten Telefonate endeten jeweils ziemlich abrupt nach mehreren vergeblichen Versuchen der Anruferin, die private Telefonnummer des Unbekannten zu erfragen.

Auf beiden Seiten war also Ich eine bzw. ein Anderer! Erstaunlich jedenfalls, mit welcher Überzeugungskraft die Lehrmädchen ihre erfundenen Rollen verkörperten und dabei vom Pongauer Salzachdamm aus deutsche Städte als ihre Wohnorte ausgaben.

„Sag mir du zuerst deine Nummer, dann sag ich dir meine, ja?“

Zweifelsfrei ging es den Lehrlingen darum, ohne mitverdienendes Internetportal kostengünstiger das Spiel mit ihren erfundenen Identitäten zu verlängern bzw. nach Lust und Laune immer wieder aufzunehmen.

Früher war es wenigen Berufen vorbehalten, in Rollen zu schlüpfen, sich Figuren auszudenken: der Schauspielerei, der Schriftstellerei. Berufe, in denen nicht ohne Weiteres schnell in einer Mittagspause Fuß zu fassen ist.

Die gegenwärtigen technischen Möglichkeiten haben somit auf diesem Feld zu einer verblüffenden Demokratisierung geführt:

Das Schauspielen ist möglich, ohne auch nur in einer Laientruppe mitwirken oder sich für das Vergnügen der

Verwandlung in eine andere Person auf die Faschingszeit beschränken zu müssen.

„Wer ist Wer“, die deutsche Ausgabe des „Who’s who“, schickt mir alljährlich den mich betreffenden Eintrag zur Fehlerkorrektur.

Dabei vermag gerade heute, wo sich in unserem von virtueller Chatroom-Realität durchdrungenen Leben wohl manchen die Frage aufdrängt, wer denn nun eigentlich wer sei, dieses traditionsreiche Nachschlagewerk längst nicht mehr zu helfen.

*Samstag, 12. 3. 2016*

## Alte ahmen Junge nach

Das Gewerbe der Zukunfts- und Trendforscher lebt bekanntlich davon, dass sich Firmenmanager von deren Einschätzungen des Kommenden gewinnbringende Erkenntnisse versprechen.

Meine Lebenserfahrung hat mich allerdings gelehrt, dass einen die Gegenwart im banalen Alltagsleben meist als etwas zu überraschen pflegt, das in keiner Prognose vorhergesagt wurde.

Seit Jules Verne hat die Literatur gezeigt, dass sie auf dem Gebiet des Vorausfantasierens technischer Entwicklungen Verblüffendes zu leisten vermag. (Schon Einstein hielt Fantasie für wichtiger als Wissen.)

Aber mit welcher literarischen Gattung ließen sich so manche Alltagsphänomene (auch im Voraus) besser treffen als mit der Satire? Kaum ausgedacht, schon Realität geworden, hat es den Anschein: Eine Kleinfamilie. Der elfjährige Sohn zieht sich in sein hochtechnologisch ausgerüstetes Kinderzimmer zurück und allerlei aus dem Internet hinein, während seine vom Arbeitsalltag gestressten Eltern mit Buntstiften und ihren neuen Malbüchern, die ihnen vielleicht der Osterhase gebracht hat, am Küchentisch mit dem geduldigen Ausmalen beginnen.



Ich weiß von keinem Zukunfts- oder Trendforscher, der die aus den USA kommenden Ausmalbücher für Erwachsene als Zukunftsmarkt von Verlagen und Buntstiftproduzenten – modisch gesagt – auf seinem Schirm gehabt hätte.

Wenn ich mich recht entsinne, bin ich zuletzt als Volksschulkind in Lend mit Buntstiften und Malbuch am Küchentisch gesessen, über dessen Stofftisch Tuch man damals noch ein zweites aus transparentem, abwaschbarem Kunststoff zu breiten pflegte, während meine Mutter den Sonntagsbraten zubereitete. Oder am Nachmittag, wenn sie neben dem Stricken oder Sockenstopfen die Wunschkonzertsendung im Radio gehört hat.

Obwohl seither mehr als ein halbes Jahrhundert verstrichen ist, kann ich mir sehr gut den beruhigenden Effekt dieser damals Kindern vorbehaltenen und heute von Erwachsenen zurückeroberten Ausmaltätigkeit vorstellen. Nie jedoch hätte ich als Heranwachsender jemals eine Zeit für möglich gehalten, in der sich nicht nur wie von alters her die Kinder und Jugendlichen in möglichst vielem (dem Unfug des heimlich betriebenen Zigarettenrauchens etwa) so geben wollten, als wären sie schon erwachsen, sondern umgekehrt gleichzeitig Erwachsene in Kinderbeschäftigungen wie dem bunten Ausmalen gedruckter Zeichnungen Erfüllung oder jedenfalls Entspannung suchen würden!

Wenn sich schließlich die Eltern aus der vorab geschilderten Familie dank meditativer Ausmaltätigkeit beruhigt und entschleunigt fühlen werden, wie soll dann der Elfjährige seiner Nervosität Herr zu werden versuchen, wo er nahezu rund um die Uhr verpflichtet zu sein meint,

seine Statusmeldungen ins Netz abzugeben und alle paar Minuten, an jedwedem Ort, auf das Smartphone zu starren, um auf neue Nachrichten seiner „Freunde“ zu reagieren?

Soll das Kind dann womöglich wiederum seine Eltern nachahmen und zu Buntstiften und Malbüchern greifen, die es doch endlich ein für alle Mal hinter sich gelassen zu haben hoffte?

*Samstag, 30. 4. 2016*

Unlängst suchte ich in Berlin den Hauptschauplatz einer Tat auf, die vor heuer genau 110 Jahren weithin für schallendes Gelächter gesorgt hatte.

Der zuvor nur als Gelegenheits-Kleinkrimineller mit dem Gesetz in Konflikt geratene Schuster Voigt landete 1906 den Coup seines bislang eher traurig verlaufenen Lebens: Die Obrigkeits- und Uniformgläubigkeit des wilhelminischen Militärstaates nützend, verwandelte er sich mit bei Trödlern erworbenen alten Uniformteilen in einen Hauptmann, übernahm „auf allerhöchstem Befehl“ das Kommando einer Truppe von Soldaten – und beschlagnahmte im Rathaus von Köpenick die Stadtkasse.

Vielfach künstlerisch verarbeitet, machte Carl Zuckmayers Theaterstück den Hauptmann von Köpenick endgültig zur literarischen Figur.

Am Ende der Rathauptreppe, über die heutzutage Brautpaare schreiten, deren ewiger Bund fürs Leben laut Statistik nur allzu oft zu einer Lebensabschnittspartnerschaft werden wird, verlässt am rechten Rand auch die Broncefigur des Schusters Voigt – tatsächlich für ewige Zeiten! – den Tatort, in dem auch eine informative Ausstellung an ihn erinnert.

Ein feiner Zufall, nach diesem historischen, gewissermaßen noch handgemachten Schurkenstück von einem heutigen, vergleichsweise geradezu industriell anmutenden Betrugsgeschäft zu erfahren, das offenbar in einem Graubereich zwischen Legalität und Illegalität floriert.

Ein in Berlin lebender Bekannter, promovierter Philosoph, der von einer Lehrtätigkeit an der Universität über die Jahre hinweg bis zum schwer vermittelbaren Sozialhilfempfänger – Hartz IV – durchgerasselt ist, berichtete mir von seiner neuen Tätigkeit für eine sogenannte Ghostwriter-Agentur.

Für diese Firma stehen Tausende Vollakademiker aus unterschiedlichen Fachbereichen bereit, um auf Honorarbasis betuchten Studentinnen und Studenten Lästiges, die Freizeitaktivitäten Einschränkungendes, wie das Verfassen von Seminar- oder Diplomarbeiten, abzunehmen oder für den Erwerb des wohlklingenden Dokortitels Dissertationen zu verfertigen.

Wie naiv muss ich sein, dabei sofort an Betrug oder zumindest Beihilfe zum Betrug zu denken, wo bloß der allmächtigen Devise gefolgt wird: Geld schlägt Geist. Wer über Ersteres verfügt, braucht nicht auf die äußeren Insignien zu verzichten, die auf das Vorhandensein des Zweiten zu verweisen scheinen!

Übrigens wirbt die Agentur mit einer Plagiatskontrolle, die Fälle wie den des Herrn von Guttenberg, des in der Politik aufgestiegenen, enttarnten Dissertationsabschreibers, ausschliesse.

Selber abzuschreiben war gestern – heute lässt man so schreiben, dass darin niemand mehr Abgeschriebenes entdecken kann.

Gewiss nicht allgemein zulässig, gelegentlich aber vielleicht doch nicht ganz unzutreffend, der Gedanke, dass bei manchem der Ghostwriter die eigene Karriere gescheitert ist, weil sie für eine nur allzu oft auf Schein und Betrug aufbauende Gesellschaft zu viel Charakter besaßen. Eine große Ironie, wenn gerade sie am Ende gezwungen sind, Betrügern und Blendern bei ihrem Fortkommen zu helfen.

*Samstag, 9. 7. 2016*

## Titel-Paradies

Unentwegt prasseln heutzutage Nachrichten auf uns ein, deren Aberwitz uns eigentlich in einem fort den Atem stocken lassen müsste! Sei es, dass in einem Land im Namen des Erhalts der Demokratie eben diese mit rüdesten Methoden untergraben, wenn nicht weitestgehend abgeschafft wird. Und als würden die vielen Berichte von Abscheulichkeiten, die uns von Kriegs- und Terrorschauplätzen erreichen, nicht genügen, scheint es nicht mehr völlig ausgeschlossen zu sein, dass in den USA tatsächlich ein Mann zum Präsidenten gewählt werden wird, für den Atomwaffen und ihre menscheitsvernichtende Kraft offenbar auf einer Ebene mit einer jederzeit benutzbaren Winchester zu liegen scheinen.

All dies ist natürlich nur eine winzige Kostprobe des grauenhaften Cocktails an Ungeheuerlichkeiten, den uns die Gegenwart ständig serviert. Dazu kommen noch viele Unfassbarkeiten aus dem eigenen Land, in dem es momentan fast danach aussieht, als würde dreisteste Korruption sich am Ende doch lohnen, weil ihr Gesetze und Gerichte nicht beizukommen vermögen. Einmal ganz zu schweigen von jener Korruption, die von Anfang an niemals in die Nähe einer Aufdeckung gerät.

Aber manche Neuigkeit aus Österreich nimmt sich dagegen geradezu aus wie eine Nachrichten-Wellnessbehandlung, die einen in ihrer so harmlosen wie unbeabsichtigten Unterhaltsamkeit wohligh umspült: Nach Jahrzehnten vergeblicher halbherziger Versuche, die aus der Monarchie übernommenen Amtstitel unserer Staatsbediensteten zumindest teilweise abzuschaffen, wurde jüngst im Zuge der Gleichstellung von Beamten und Vertragsbediensteten für Letztere eine große Zahl neuer Titel – ohne Mittel, versteht sich – geschaffen!

Mich persönlich hat allerdings schon seit geraumer Zeit ein anderes, weil näher bei meinem Berufsumfeld gelegenes Phänomen an eine Geschichte denken lassen, die mir in den 1970er Jahren erzählt wurde: Ein fleißig arbeitender Eisenbieger sprach wegen einer Lohnerhöhung bei seinem Chef vor. Der beschied ihn, ihm leider nicht mehr zahlen, ihn dafür aber zum Obereisenbieger machen zu können. Der gute Mann war damit rundum zufriedengestellt.

Daran erinnerte ich mich, als mir aufgefallen war, dass plötzlich viele Kulturvereinsobfrauen und -männer – allesamt für ein lebendiges Kulturgesehehen vor allem in Landgemeinden unverzichtbar! – immer öfter den bombastischen Titel Intendant bzw. Intendantin tragen.

Um es gleich zu sagen: Mir ist es einerlei, womit sich die Menschen schmücken. Erst recht gönne ich jeden Titel den ehrenamtlich Tätigen.

Nur: In unserer oberflächenversessenen Welt der Selbstdarsteller und -beweihräucherer lacht deswegen niemand mehr, im Gegenteil, es scheint wieder eine Art Ehrfurcht vor Titeln aufzukommen. Und so dürfte es

vielleicht bald schon keine Strickgruppe mehr geben, die nicht von einer Intendantin geleitet wird. Dann ist auch der der Generalintendant der Saukopfwatter nicht mehr weit.

Selbst wenn damit unsere Insel der Seligen zum Titelparadies werden sollte: Wie froh müssten wir sein, keine anderen Sorgen zu haben!

*Samstag, 3. 9. 2016*



Was war das unlängst wieder für eine Sommerv Verlängerung unter griechischer Sonne! Meine Schwimmpausen am Strand widmete ich größtenteils dem aus formalen wie inhaltlichen Gründen bemerkenswerten 600seitigen Roman „*Auch einer. Eine Reisebekanntschaft*“ von Friedrich Theodor Vischer. 1879 erstmals erschienen – der 1807 geborene reiselustige Schwabe verstarb 1887 auf dem Weg nach Venedig in Gmunden –, sind Autor und Werk heute weitestgehend vergessen, obwohl aus dem philosophisch-tragikomischen Roman die Wendung „Tücke des Objektes“ Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat und das Buch viel Zitierenswertes enthält: „Die Leute, die uns herauscharren: wir werden sie nicht beneiden! Überklug werden sie sein, diese späten Enkel, hastig, unruhig, fahrig, immer eilig, immer gedrängt. ... Wie schrecklich ist das Pressieren, das Pressiertsein! So ein Mensch wird nichts mehr geruhig betrachten, bei nichts mehr mit stillem Sinnen verweilen! Sein Leben wird ein Jagen sein! Er wird raffen und raffen ... Sie werden endlich nicht mehr raffen, um zu genießen, sondern um zu raffen!“

Sah er in solchen Stellen hellstichtig bis in unsere Zeit, so passt der einfallsspralle Roman, in dem der Katarrh eine so große satirische Rolle spielt, jetzt auch gut in den österreichischen Herbst, obwohl er eine Reise in Vergangenes bietet.

Für mich aber keine Gefahr abzudriften: Beim Essen und Spazierengehen in dem von britischen Stammgästen dominierten kleinen Fischerdorf trafen wir mit Ausnahme eines Schotten nur auf vehement ihr Voting verteidigende Brexit-Befürworter – allesamt Angehörige der Mittelschicht!

Wie alljährlich viel mit unseren Liverpooler Beatles-Zeitzeugen scherzend, hätte ich es beinahe verabsäumt, mit der schwer von Alkohol- und Gesundheitsproblemen beeinträchtigten, mühsam am Stock zwischen Balkon und Terrasse pendelnden, zerbrechlichen Dame aus dem Zimmer unter uns zu plaudern, von der es hieß, dass sie eine Freundin von Jimi Hendrix gewesen sei. „It's true“, sagte sie und berichtete Unglaubliches.

Wo in London soeben die Popkultur der Sechziger Jahre museal gefeiert wird, erzählte sie mir von ihrem damaligen Mann, dem Bluesmusik-Produzenten, der vieles von dem, was ich als Jugendlicher in Lend hörte, auf Platten pressen ließ: John Mayall, Eric Clapton, David Bowie (bis zu seiner Wandlung zu Ziggy Stardust), Ten Years After, Rory Gallagher und vor allem Fleetwood Mac. „Black Magic Woman, Albatross“, sagte sie lächelnd, um von Peter Green zu erzählen.

Leider dürfte die Chefin des nur 13 – meist ausgebuchte – Zimmer bietenden Hotels diese Zeitzeugin und – in nüchternem Zustand – so liebenswerte Dame der vielen

Probleme wegen, die sie bereitete, im nächsten Jahr wohl nicht mehr aufnehmen, wie sie mir sagte. Sie hatte ihr die harten Getränke verboten – so waren täglich bis zu sechs geleerte Flaschen Retsina aus dem Zimmer der Vielleserin zu schaffen.

Was für ein Sprung jedenfalls für mich, vom vergessenen Vischer zu all den unvergesslichen Musiklegenden aus meiner eigenen Jugendzeit!

*Samstag, 29. 10. 2016*

## Altes neues Jahr?

Wie lange ist das neue Jahr eigentlich neu?

Heute ist das neue Jahr 2017 auch schon wieder eine Woche alt. Die Konvention toleriert allerdings, jenen Mitmenschen, denen man in diesem neuen Jahr noch nicht früher begegnet ist, auch jetzt noch ein gutes Neues Jahr zu wünschen. Dies – unter gleichen Voraussetzungen – etwa im Juni zu tun, würde Verblüffung hervorrufen. Obwohl das Jahr auch dann noch das neue Jahr wäre, da es ja nicht wieder in das alte zurückkippt und bis zu Silvester ein neues Jahr bleibt.

Fast könnte man meinen, das neue Jahr sei schon nicht mehr neu, sobald all die einsam in Parks und auf Gehsteigen oder auf sogenannten Silvesterpfaden zwischen den Resten von abgefeuerten Silvesterraketen und gezündeten Knallkörpern zurückgelassenen leeren Sekt- und Wodkaflaschen von fleißigen Gemeindearbeitern entsorgt wurden.

Als Schulkind verlor ich die Empfindung, dass ein Jahr neu sei, immer dann, wenn ich bei Datumsangaben nicht mehr reflexartig die Zahl des abgelaufenen Jahres hinschrieb.

So sehr es sich beim neuen Jahr – aller astronomischen Gegebenheiten zum Trotz – um eine einigermaßen abstrakte Angelegenheit handelt, erinnere ich mich noch gut daran, als Kind am Neujahrstag immer mit dem Gefühl vor das Haus getreten zu sein, mich an diesem Tag tatsächlich in einem rundum neuen Jahr zu befinden. Das war zu einer Zeit, als das Wort „funkelnagelneu“ in Mode war und in den Arbeiterfamilien in Lend neu gekaufte Gegenstände seltener waren als gebraucht erworbene. Aber auf eine schwer erklärbare, doch deutlich empfundene Weise schien mir all das neu zu sein, was doch in Wahrheit nicht anders war als am Vortag. Als Kind verschlief man damals in unserem Ort selbstverständlich die Silvesternacht.

Vielleicht verdankte sich der Eindruck, dass zu Neujahr alles neu sei, auch dem Umstand, dass es zu der Zeit am 1. Jänner noch viel öfter Neuschnee gab als heutzutage. Und zwar Neuschnee, der vom Himmel auf den ganzen Ort fiel und nicht aus einer Kanone kam, um ein dürftiges weißes Band für eine Skiabfahrt auf apere Hänge zu legen! Beim Wort Kunstschnee hätte ich damals vermutlich zuallererst an so etwas wie Kunsthonig gedacht, der in den Haushalten häufig noch im Lebkuchenteig verarbeitet wurde. Wobei das, was wir heute als Kunstschnee kennen, mit dem wirklichen Schnee vermutlich deutlich mehr zu tun hat als der sogenannte Kunsthonig der frühen 1960er Jahre mit jenem „echten Gebirgshonig“, den unser „Honigmann“ aus Embach persönlich brachte und aus seinem alten grünen Rucksack auf den Küchentisch stellte. Denn beim Kunsthonig, den ich aus Neugier nur ein einziges Mal gekostet habe, handelte es sich um eine

seltsam schmeckende Masse, die sich in einem Pappbecher befand.

Um zur eingangs gestellten Frage zurückzukehren: Mag ein neues Jahr „gefühl“ spätestens ab Ende Jänner schon alt erscheinen, obwohl es in der Regel 365 Tage lang von keinem neuen abgelöst wird, so gibt es wenigstens einen Ort, an dem es sogar Jahrzehnte und länger Neujahr bleiben darf: In unserer Erinnerung.

*Samstag, 7. 1. 2017*

Unlängst bekam ich es mit einem Dinosaurier zu tun! Dabei handelte es sich nur um ein kurzes, unbedeutendes Vorkommnis: Ein paar Worte an einem späten Vormittag, die mir allerdings einmal mehr verdeutlichten, wie es ist, wenn ein träges analoges Menschenwesen von der Digitalisierung mitgeschleift wird, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Es war ein akustischer Windhauch aus längst vergangenen Zeiten, in denen Telefone noch klingelten und jeder Mensch für verrückt gehalten worden wäre, der von diesem – Fernsprecher genannten – Apparat mehr verlangt hätte als eine fernmündliche Verbindung zwischen zwei Gesprächspartnern.

Kaum dass ich mich auf meinem Smartphone gemeldet hatte, keuchte ein Unbekannter mehr als er sprach: „Da bin ich falsch verbunden.“

2017 drang also eine Floskel an mein Ohr, die schon damals, als ich sie vor Jahrzehnten das erste Mal vernommen hatte, antiquiert war! Stammt sie doch aus jener Frühzeit der Telefonie, als ein sprichwörtlich gewordenes „Fräulein vom Amt“ noch im hochgeschlossenen Kleid

vor einer Stecktafel saß und manuell die gewünschten Telefonverbindungen herstellte.

Das Display meines Gerätes zeigte mir, dass der Anruf des Dinosauriers nicht aus der Urzeit (der fernmündlichen Kommunikation) kam, nicht einmal von einem Festnetzanschluss, sondern ebenfalls von einem Mobiltelefon!

Beim Wort Dinosaurier entsinne ich mich, in einer Familie ohne Telefonanschluss aufgewachsen zu sein. Mein erster eigener Apparat: ein Festnetz-Viertelanschluss. Gar nicht selten riss einen damals das Telefon aus dem Tiefschlaf. Ins Vorzimmer getappt, hörte man die Entschuldigung „verwählt“. Auch bei diesem Wort klang irgendwie noch die Wählscheibe mit, obwohl inzwischen Tastenapparate in Gebrauch waren.

Als ich ein Kind war, lebte in unserem Stockwerk in einem großen, spärlich weiß möblierten Einzelzimmer die Frau Hacksteiner, die in einem dünnen, faltigen Hautsack einen Kropf in der Größe einer Kegelkugel um den Hals hängen hatte. Als sie längst verstorben war, las ich auf ihrem Grabkreuz in Lend ihr Geburtsjahr: 1876. (Im selben Jahr geboren wie Jack London, den ich als Bub sehr gerne las.) Ich glaube nicht, dass die Frau Hacksteiner in ihren 90 Lebensjahren jemals einen Telefonhörer auch nur in der Hand gehabt hatte.

Wenn wir Buben samstags oder sonntags vor dem Verwaltungsgebäude der Aluminiumfabrik Fußball spielten, sah uns, mit Polster auf der Fensterbank, der Herr Kobalek zu, der oberhalb der Milchhalle wohnte. Obwohl er seine Wohnung nicht mehr verließ, trug er meist eine Bartbinde, ganz so, als bereite er sich darauf vor, auszugehen.



Er liebte es, wenn wir unter seinem Fenster Fußball spielten. Mit kehliger Stimme rief er uns freundlich zu: „Burschen, macht’s wieder ein Matsch.“ Das englische Wort Match sprach er immer wie den deutschen Matsch aus. Auch sein Geburtsjahr las ich später auf dem Friedhof: 1888.

Somit dürfte erwiesen sein, dass an diesem späten Vormittag des Jahres 2017 ein Dinosaurier irrtümlich von einem anderen Dinosaurier angerufen wurde.

*Samstag, 4. 3. 2017*

## Jubiläen

Kaum dass ich mich an beruflichen Jubiläen zu erfreuen begann, wurde ich schmerzhaft an ein privates Jubiläum erinnert!

Vor 40 Jahren erschien mein erstes Buch. Und bereits vor 45 Jahren debütierte ich in der Zeitschrift „manuskripte“ des Forum Stadtpark, Graz: Als 17-jähriger Schüler war ich damals – und bin es meines Wissens nach bis heute – der jüngste Autor in der von Alfred Kolleritsch so kenntnisreich geleiteten Zeitschrift, die auch als publizistische Heimat von Elfriede Jelinek, Peter Handke oder Ernst Jandl Literaturgeschichte geschrieben hat.

Im selben Jahr bezog ich wenige Monate zuvor vom ORF mein erstes Honorar als Autor. Ich hatte meine Satire „Retortensage“, in der eine Frau mit Schnurrbart im Gebirge ihr Unwesen treibt, für die heute längst als legendär eingestufte Ö3-Sendung „Musicbox“ selbst eingelesen und war damit erstmals österreichweit im Radio zu hören gewesen.

All das empfand ich damals nicht als die Sensation, die es war. Fernab vom Literaturbetrieb und in völliger Unkenntnis seiner Mechanismen in dem Industrieort Lend lebend, hielt ich es für normal, von Herausgebern

und Redakteuren Begeisterung zu ernten und umgehend veröffentlicht zu werden, wenn einem 17-jährigen, zwar literaturbesessenen, aber absolut unbekanntem Schüler literarische Arbeiten gelingen, die er über den Weg der Briefpost beim Hörfunk in Wien anbietet und an eine prominente Zeitschrift nach Graz schickt. Alles ohne die widerlichen Netzwerke, die den Betrieb heute dominieren und so verlogen und korrupt, so aufgeblasen und lächerlich werden ließen.

Kaum dass ich also jubiläumsbedingt meinen so erfreulich geglückten und von keiner Manipulation beförderten Frühstart als Literat zu genießen begann, wurde ich schlagartig schmerzhaft an ein anderes Jubiläum erinnert: Gleichfalls 1972 war ich das letzte Mal stationär von einem Krankenhaus aufgenommen worden!

Dadurch, dass sich in meinem Dickdarm befindliche Ausbuchtungen (Divertikel) schmerzhaft entzündet hatten und von mir unbemerkt früher schon einmal durchgebrochen sowie „durch Selbstheilung“ wieder gedeckt worden waren, wurde meine Lebensgeschichte – wie die aller anderen Patienten auch – mit einem Schlag vollständig von der Krankengeschichte überlagert!

Schonkost und Visiten anstatt der täglichen Schreibarbeit; ein paar Schritte auf dem Gang der Chirurgie anstatt sportlicher Betätigung; Infusions- und Untersuchungstermine anstatt der Auftritts-, Tagungs- und Abgabetermine.

Durch den Spitalsaufenthalt wurde mein Leben von einem Tag auf den anderen rasend schnell – entschleunigt. Vorzüglich betreut von allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Klinikums Schwarzach, hängt ab nun als

unerwünschter Dauerbegleiter das Damoklesschwert eines weiteren Schubs der Divertikulitis samt riskanter Operation über mir.

Auch wenn ich an mein Jubiläum von 45 Jahren Klinikferne nicht gedacht hatte, dieser Erinnerung an die mir ohnehin seit der Kindheit vertraute Wahrheit, dass im menschlichen Leben nur die Gesundheit zählt, hätte ich nicht bedurft.

*Samstag, 6. 5. 2017*

Wenn die Fachwelt bei Gebäuden wie jenem alten Bergbauernhaus, das meine Frau und ich nun schon seit mehr als vier Jahrzehnten am Verfall zu hindern suchen, von Architektur ohne Architekten spricht, so darf man bei Bühnenkunst ohne Bühne wohl auch von Theater ohne Theater reden. Auf Grund meiner Erfahrungen einer Kindheit im zwar theaterfernen, aber nicht schauspielkunstlosen Industrieort Lend meine ich das konkreter als bloß im Sinne von „Die ganze Welt ist Bühne“.

Wie hat mich als Schulkind doch die lebendige Vortragskunst des Pfarrers Wagner beeindruckt, wenn er uns alljährlich vor Weihnachten aus den Igel-Büchern vorgelesen und dabei für jede Figur gekonnt eine eigene, sie charakterisierende Sprechweise erfunden hat!

Von diesem Pfarrer wurde nicht nur erzählt, dass er der Vater von ganz bestimmten Zwillingen im Ort sei, sondern auch, dass er seit einer Kriegsverletzung eine Silberplatte im Kopf habe und deswegen sein Umgang mit Schulkindern oft dermaßen unbeherrscht und grob ausfalle. Aber vielleicht war es nicht nur seinem emotionalen, sondern auch seinem schauspielerischen Furor

geschuldet, wenn er sich mit den Großen in der Klasse durch die Bankreihen filmreife Verfolgungsjagden lieferte, da die Schüler im Wissen um seine Spezialität der Züchtigung, die darin bestand, die abgewinkelten Finger eines Delinquenten unendlich schmerzhaft zusammenzupressen, sofort vor ihm Reißaus nahmen, sobald ihnen so eine Strafaktion drohte. Heute denke ich mir, dass der Pfarrer die Sitzenbleiber, die im Unterricht von diesem Makel regelrecht zusammengestaucht wirkten, gewissermaßen als Komparsen seiner Darstellung rekrutierte, wenn er ihnen so eindrucksvoll nachjagte.

Verfügte der Priester mit den sittsam lauschenden und beobachtenden Schülern über ein fixes Publikum, so musste sich ein anderer dieses jedes Mal erobern – und hatte seiner Sprachbehinderung wegen auch noch ohne Worte auszukommen!

Vorstellung war immer in der Bruderau, wenn die Entleerung einer der großen Mistgruben anstand. Sobald der alte grüne Laster in den Hof tuckerte, nahm ich meinen Logenplatz ein, um der pantomimischen Kunst – samt Gefühl für Spannung steigernde Dramaturgie – des Gmeiner Hansei beizuwohnen. Konzentriert stocherte er zuerst mit seiner Mistgabel in dem furchtbar stinkenden Müll der Grube, bevor er begann, ihn nach und nach in hohem Bogen auf die LKW-Ladefläche zu werfen. Wir sahen alle möglichen Abfälle auf den Laster fliegen, bis der Hansei im richtigen Moment mit der Mistgabel eine schnelle Drehung vollführte und den aufkreischenden Mädchen zielgenau eine tote Ratte vor die Füße warf. Sein glückliches Lachen zeugte von der wahren Befriedigung eines begnadeten Bühnenkünstlers ohne Bühne.

Von uns Arbeiterkindern unbemerkt, tobte zeitgleich in der rund siebzig Kilometer entfernten Landeshauptstadt das jährliche Fest der Hochkultur, während mir ein sprachbehinderter Hilfsarbeiter über das Entleeren einer Mistgrube viel von dramaturgisch durchdachtem Aufbau einer gelungenen Pantomime vermittelte!

*Samstag, 1. 7. 2017*

## Leben im Museum

Auch wenn man in Österreich hin und wieder in mancherlei Hinsicht den Eindruck haben mag, in einem Museum zu leben, möchte ich jetzt nicht dieser allgemeinen Empfindung nachgehen und etwa Belege für Vor- und Nachteile eines Lebens in einem Land zu finden versuchen, das einen manchmal zu so einer Einschätzung verleitet, sondern mich einem sehr konkreten Erlebnis vor über fünfzehn Jahren zuwenden, das mir wie die praktische Beglaubigung dafür vorkommt, zumindest zeitweise in etwas zu hausen, das manchen Menschen als Museum erscheint.

Es war fraglos ein eindrucksvolles Beispiel für Unverfrorenheit, das mir damals geboten wurde: An diesem späten Sommervormittag war ich allein im Haus auf dem Berg und saß auf dem Balkon unterm Dach an meiner Schreibearbeit – wo ich auch jetzt diese Zeilen tippe –, als ich hörte, dass im Erdgeschoß forsch Tür für Tür aufgestoßen wurde.

Ich ging nachsehen und traf auf eine Frau mit Kind, die gerade dabei war, Raum für Raum unseres alten Hauses in Augenschein zu nehmen.



Obwohl sie nicht einmal einen kurzen Gruß für nötig erachtete, sondern mich nur feindselig als ungebetenen Störenfried ihrer Besichtigung fixierte, wollte ich diesem Hausfriedensbruch, den die Dame bei sich daheim wohl genauso resolut, wie sie ihn bei mir beging, empört zu ahnden wüsste, mit einem Scherz begegnen, indem ich feststellte: „Das hier ist aber kein Museum!“ Bevor ich noch lachend anfügen konnte, dass ich auch kein Museumswärter sei, deutete die deutsche Urlauberin kurz zu ihrem Sohn und fauchte mich als ausreichende Rechtfertigung für ihr Eindringen entrüstet an: „Aber er hat doch so etwas noch nie gesehen!“

Da ich – nun doch perplex – nicht sofort zur Seite trat und mich für mein Stören entschuldigte, schüttelte die Dame wegen meines Verhaltens mehrmals verständnislos den Kopf. Fassungslos über so eine Zumutung, ergriff sie die Hand ihres Sprösslings und verließ so grußlos, wie sie es betreten hatte, dieses – Museum.

Es versteht sich beinahe von selbst, dass ich in den vielen Jahren danach – wie auch schon in all jenen davor – niemals wieder Derartiges erlebt habe.

Ohne das so unwirsche wie unfreundliche Eindringen dieser Person zu entschuldigen: Als museales Tun kann es schon empfunden werden, wenn Menschen wie unser-einer mit großem Aufwand in Privatinitiative eine Bruchbude in extremer Lage – ohne Zufahrt! – in den Adelsstand von (kitschfreien!) Augenweiden erheben. Vorbeiwandernden bietet so ein mehrere hundert Jahre altes Gebäude einen beruhigenden Anblick. Einen, der sie ohne digitale Vermittlung weit in die Vergangenheit zurückschauen lässt.

Dass für so einen ökonomisch unvernünftigen Idealismus, der klarerweise auch einen Anteil von Dummheit derer in sich birgt, die sich seiner befleißigen, eine kräftige Strafsteuer fällig wird, die sich Ortstaxe nennt, da so ein Objekt in dieser Lage bei bestem Willen heutzutage nicht ganzjährig bewohnt werden kann, wäre aber eine Geschichte, die in Höchstgeschwindigkeit vom Museumsthema in die Gegenwart führen würde ...

*Samstag, 2. 9. 2017*

Ein exquisites Gefühl bescherte es mir, als ich kürzlich erstmals in meinem Leben als Sicherheitsrisiko eingestuft wurde. Nicht etwa von irgendwelchen Clowns, sondern von ausgebildetem, erfahrungsgesättigtem Sicherheitspersonal!

Nach meinem Durchschreiten der Metalldetektorschleuse auf dem Salzburger Flughafen, bei dem kein noch so zaghaftes oder gar alarmierendes Piepsen ertönt war, wollte ich die gleichfalls anstandslos durchleuchteten Gegenstände meines Handgepäcks wieder an mich nehmen, als ich als Einziger aus der sehr langen Reihe von Urlaubern gefischt und als Sicherheitsrisiko für diesen Flug nach Rhodos beiseite genommen wurde.

Auf meine Frage nach dem Grund für diese Aufmerksamkeit vernahm ich ein einziges, mit großem Ernst ausgesprochenes Wort: „Sprengstoffkontrolle!“

Ich gestehe: Als ich das hörte, war ich tatsächlich nahe daran zu explodieren – vor Lachen, versteht sich. Bedeutete diese Auskunft doch, aus irgendeinem Grund als hinreichend verdächtig eingeschätzt worden zu sein, um unter den vielen Männern und Frauen – darunter auch

meine eigene – einer speziellen Sprengstoffkontrolle unterzogen zu werden.

Ich wurde also mit einem Sprengstoffspuren-Detektionsgerät, das mich an einen Wollfusselentferner erinnerte, abgetastet – besonders gründlich vorne in Hüfthöhe, wo ich vielleicht gerade noch einen Sprengstoffgürtel anprobiert hatte. Aber der Sensor signalisierte der Sicherheitsangestellten schließlich, dass ich nicht mit Sprengstoff in Berührung gekommen und somit doch kein Sicherheitsrisiko für die anderen ebenso harmlosen sonnen- und meerhungrigen Griechenlandreisenden darstellte.

Eher unrealistisch dürfte die Annahme sein, dass sich eine meiner Leserinnen unter dem Kontrollpersonal gedacht hat: Darf ich mit einem feinen Thema für Ihre nächste Kolumne zu Diensten sein?

Realistischer ist somit die Vermutung, dass mir das Fachpersonal zutraute, diese Chartermaschine, umgangssprachlich früher Touristenbomber genannt, auf welche Art auch immer – in der Luft in die Luft zu jagen!

Nicht lange vor diesem bizarren Erlebnis hatte ich ein surreal anmutendes: An einem Mittwoch um 23:15 Uhr kehrten meine Frau und ich von einem Jazzkonzert aus Bad Gastein heim, wo wir im Merangarten neben dem Musikgenuss stets mit dem Verzehr einer Forelle des grandiosen Gastein-Besuchers Franz Schubert zu gedenken pflegen, als wir auf dem Dorfsträßchen in Eschenau – in eine Verkehrskontrolle gerieten! Um diese Uhrzeit in einem Bergdörflein mit beinahe an einigen Händen abzählbarer Einwohnerzahl! Die Trefferquote dieses Kontrollnachtdienstes will ich mir nicht ausmalen. Die Beamten, die Alkoholsünder aufspüren wollten, konnten

nicht wissen, dass ich mich seit Jahrzehnten aus Prinzip nur nüchtern ans Steuer setze und mittlerweile einer Divertikulitis wegen auch noch einem ärztlich verordneten strikten Alkoholverbot unterliege.

Aber ich weiß schon: Die Methode der Stichprobe bedeutet auch, viele ungefährliche Menschen zu verdächtigen, um letztlich den einen gefährlichen – nicht zu entdecken ...

*Samstag, 28. 10. 2017*

## Ohne Zweitleben

Der Beginn eines neuen Jahres scheint mir ein passender Zeitpunkt dafür zu sein, mir ernsthaft die Frage zu stellen: Bin ich tatsächlich noch am Leben oder bilde ich mir das nur ein?

Diese Frage ist nicht bloß ein aus den lichten Höhen der Phantasie gepflückter literarischer Einfall, der womöglich von den atemberaubenden Gedankenflügen aus der theoretischen Physik über weiß Gott wie viele Dimensionen inspiriert wurde! – Nein, nein, ich verfüge durchaus über einen so triftigen wie simplen Grund für meine Überlegung: Ich habe mich schon vor Jahren bewusst gegen ein virtuelles Zweitleben in den sogenannten sozialen Medien entschieden. Gegen ein von mir selbst initiiertes, wohlgerneht, denn mit dem Beruf des Autors hinterläßt man auch ohne eigenes Zutun eine beachtliche Anzahl von Spuren im weltweiten Netz: Überprüfbares zu Werk und Person findet sich, aber natürlich auch allerlei, das sich Missgunst und Intrigen verdankt. Klar, dass gerade Letzterem mit eigenen Aktivitäten auf Facebook, Twitter, WhatsApp, Instagram oder wo auch immer entgegengewirkt werden könnte. Trotzdem habe ich auf

diese Form von Zusatzexistenz verzichtet und bin sozusagen auf altmodisch-analoge Weise bei mir und meinem Werk geblieben.

Dabei habe ich die Erleichterungen dank der Digitalisierung des Hauptwerkzeugs für meine Schreibarbeit frühzeitig mit großer Freude angenommen. (Heute beginnenden Autorenkolleginnen und -kollegen ist wohl kaum noch zu vermitteln, was es allein hieß, von Hunderten Seiten eines Romans auf klappernder mechanischer Schreibmaschine Reinschriften – samt Kohlepapierdurchschlägen! – anzufertigen.)

Erst recht genoss ich als nicht in die Bundes- oder auch nur in eine Landeshauptstadt Gezogener, der vom Anfang seiner Tätigkeit an die Resultate seines täglichen Tuns weithin versenden musste, natürlich nahezu seit der ersten Stunde seiner Öffnung für Zivilisten die enormen Vorzüge des Internets.

Und so erstaunt meine junge Kollegenschaft gelegentlich meine standhafte Weigerung, mich der verkaufsfördernden Möglichkeiten der virtuellen Existenzvervielfachung zu bedienen. Ist sie doch ganz selbstverständlich hineingewachsen in eine Kunstvermarktungsrealität, in der blendendes Marketing, hemmungslos narzisstische Selbstdarstellung samt reichlich angeberischem Eigenlob manches noch so gekünstelte flache Werklein wunderbar hell zum Strahlen zu bringen vermag.

Am meisten aber verwundert viele mein anhaltender Abscheu vor dem wirksamsten Mittel eigener Betriebsamkeit, dem berechnenden „Netzwerken“, aus dem so leicht eine offenbar von niemandem mehr hinterfragte Art von Selbstkanonisierung erwächst, da sich irgend-

wann in nahezu jedem Gremium des Kunstbetriebes Mitglieder aus dem so geschaffenen eigenen Umfeld finden. Dennoch bleibe ich auch 2018 bei mir – allein! – und leiste mir aller pekuniären Nachteile zum Trotz erneut meine Überzeugung, dass in einem Schriftstellerleben das künstlerische Werk im Mittelpunkt stehen sollte und nicht das (selbstgemachte) Bei- und Blendwerk.

*Samstag, 13. 1. 2018*



Eigenartig, dass mich der Titel meiner Kolumne sofort an Länder, ja ganze Kontinente denken lässt, die sich zu verbarrikadieren versuchen, angesichts der großen Zahl von Menschen, die aus vielfältigen Gründen aus ihren angestammten Lebensbereichen flüchten, weil eine internationale Umwelt- und Klima- sowie eine verheerende europäische Agrarexportpolitik und erst recht skrupelloser Waffenhandel ihre Lebensgrundlagen zerstören.

Kurz taucht in meinem Kopf auch das Bild jener Ghettos von Superreichen auf, die ihre Anwesen besser bewachen lassen, als es jemals einem Staatsgefängnis irgendwo auf der Welt möglich wäre!

Sonderbar, dass mich – angefangen von der „Festung Europa“ über (amerikanische) Milliardärsfestungen – erst mein letzter Gedanke bis zu meiner eigenen Wohnungstür führt. Obwohl doch anzunehmen wäre, dass er mein erster sein hätte müssen.

Und zwar keineswegs nur deshalb, weil sich seit einigen Jahren hinsichtlich spezieller krimineller Aktivitäten so etwas wie eine weitere Jahreszeit herausgebildet hat, indem unsere touristische Tote Saison im Herbst zur

Hauptsaison der sogenannten Dämmerungseinbrüche aufgeblüht ist.

Beim Wort „Festung“ zuerst an ganz Europa und zuletzt an die eigene Wohnungstür zu denken, hat womöglich auch mit der Art meines Aufwachsens zu tun. Die nämlich könnte kaum weiter von unserer gegenwärtigen Art zu leben entfernt sein.

Aus heutiger Sicht wäre es nämlich purer Leichtsinn oder Ausdruck einer kaum fassbaren Weltfremdheit, wie unsere Familie in den 1960er Jahren die Sicherung ihrer winzigen Werkswohnung in dem zu der Zeit noch in voller Blüte stehenden Industrieort Lend gehandhabt hat.

Eine Wohnung, die noch dazu im leicht zugänglichen zweiten Stockwerk des damals stark frequentierten Gasthauses zur Post gelegen war. Jederzeit sowohl über die niemals versperrte Haustüre und zu den Öffnungszeiten des Gasthauses auch noch über die unversperrte Verbindungstür zu diesem mühelos erreichbar.

Eine aus zwei Räumen mit insgesamt 32 Quadratmetern bestehende Wohnung für vier Personen; ohne Vorraum und Warmwasser, ganz zu schweigen von Badezimmer oder Balkon!

War meine Mutter untertags nicht daheim, der Vater in der Fabrik, sagte sie zu mir, da ich meine freie Zeit so gut wie ausschließlich mit Freunden außer Haus verbrachte: „Der Schlüssel liegt unter dem Abstreifer.“

Dabei hätten wir unsere Wohnungstür wohl überhaupt unversperrt lassen können, verfügte sie doch nicht einmal über ein „tosisches Schloss“ – eines der Zauberworte aus meiner Kindheit. Wer mit einem Dietrich umzugehen gewusst hätte, hätte sich nicht einmal um den unter der

Fußmatte liegenden Schlüssel bücken müssen. Und doch ist niemals etwas vorgefallen.

Heute hat unsere Wohnung eine moderne Sicherheitstür und befindet sich in einer Mittelstandsumgebung, in der niemand Not leidet. Doch es reicht, ein paar Tage nicht zu Hause zu sein, schon wird die Tageszeitung von jenem Fußabstreifer gestohlen, unter dem in meiner Kindheit jahrelang immer wieder unser Wohnungsschlüssel gelegen ist ...

*Samstag, 10. 3. 2018*

## Eine Fortsetzungsgeschichte

„Es kommt immer alles zusammen!“

Wie oft hörte ich seit meiner Kindheit diesen Satz, mit dem von Unheilserien getroffene Mitmenschen bedauert wurden. Nie wurde mit ihm Freude darüber bekundet, dass etwa jemand nach einem Lottogewinn noch eine unverhoffte Riesenerbschaft gemacht habe. Dazu hätte man eher gesagt, dass der Teufel halt immer auf den größeren Haufen scheiße.

Als vor geraumer Zeit ein mit uns befreundetes Ehepaar zuerst den lebensbedrohenden Unfall eines Kindes durchstehen musste und bald darauf beide selbst auch noch – mehrmals! – an Krebs erkrankten, reagierten meine Frau und ich spontan ebenfalls mit diesem Satz.

Wenn es heute Mode geworden ist, bei allem Möglichen – Produkten, Ideologien usw. – von einer „Erzählung“ zu sprechen, so lässt sich am eigenen Leib oder dem eines Nahestehenden oft erleben, dass Unerfreuliches zur Fortsetzungsgeschichte neigt.

Bei mir folgte acht Monate nach dem ersten der zweite Schub einer Darmentzündung. Als ich mich von meinem Hausarzt ins Spital einweisen lassen wollte, schloss seine Vertreterin aus meinem frischen Aussehen, das Problem

gleich in der Praxis beheben zu können. Dabei kollabierte mein Kreislauf. Zuvor noch selbst mit dem Auto gekommen, musste mich nun die Rettung ins Spital bringen – leider nicht sofort in die Chirurgie, wo meine Divertikulitis schon einmal gut behandelt worden war. Ein seltsam autistisch agierender Jungarzt machte sich wortlos und erkennbar widerwillig so an mir zu schaffen, als sei mit mir ein Stück Fleisch angeliefert worden. Er rammte mir den Untersuchungsstab des Ultraschallgerätes immer wieder so heftig in den Unterleib, als wolle er diesen perforieren. Zeitweise bäugte er mich wie ein seltenes Reptil, behielt aber für sich, was er eigentlich untersuche. (Hatte sich mit ihm ein Hobby-Mediziner und Mitglied der Sado-Maso-Szene eingeschlichen?) Irgendwann murmelte er etwas von „jemand aus der Chirurgie soll noch einen Blick darauf werfen“ und ließ mich mit Unmengen von Gel auf dem entblößten Bauch liegen.

Ab da war alles gut. – Bis zur nächsten Folge der Geschichte, die mit einer Vorsorgeuntersuchung beim Urologen und einer Prostatabiopsie bei den Barmherzigen Brüdern in Salzburg begann: Hatte die freundliche Assistenzärztin fünf Jahre zuvor als Studierende beim Sommerfest ihrer Universität noch mit Kindern Teddybären operiert, beschoss sie nunmehr, scharf bewaffnet, mit an eine Luftdruckpistole erinnerndem Knall erfolgreich zwölf Mal meine Prostata, um Gewebeproben aus dem Organ zu stanzen.

Dramaturgische Volte des Schicksals für die Wartezeit auf das Ergebnis der Probenuntersuchung: Nachdem sie über 38 Jahre lang unfallfrei in ihrem Gymnasium aus- und ein gegangen war, wurde meine Frau, in ehrenamtlicher

Mission wieder dort, von einer unachtsamen Schülerin über den Haufen gerannt.

Auf den Tag genau ein Jahr nach meiner stationären Aufnahme im Klinikum Schwarzach musste sie zwecks mehrstündiger Operation des komplizierten Bruchs ihres rechten Oberarms samt Verletzung der Gelenkskugel dort eingeliefert werden! Der Eingriff glückte, der Weg zur Heilung wird aber mühsam und lang sein.

Exakt zu dem Zeitpunkt, als ich noch ganz mit der Betreuung meiner Frau beschäftigt war, erreichte mich in dieser Fortsetzungsgeschichte – als Autor darf ich sagen: erneut dramaturgisch gut gewählt! – die Diagnose Prostatakrebs.

*Samstag, 12. 5. 2018*

## Wiedersehen nach 50 Jahren

14-jährige Mädchen und Buben gehen vor Beginn ihrer Berufslaufbahnen auseinander – und begegnen sich größtenteils nach deren Ende 50 Jahre später erstmals wieder. Das durfte ich kürzlich erleben, da mich vor 31 Jahren eine Lesetour daran hinderte, am 1. Klassentreffen teilzunehmen. Diesmal zwar auch noch am Vortag und -abend beruflich in Wien, schaffte ich von dort aber die rechtzeitige Anreise nach Lend, wo ich auf eine Schar gut gelaunter Pensionistinnen und Pensionisten traf. Mit – neben mir, dem gar keine Rente winkt – nur zwei Ausnahmen: Hermann steuert als Firmenpilot das Flugzeug immer noch weiß Gott wohin. Der Humsti, dessen Eltern neben einer Mühle auch eine Hühnerfarm betrieben, beeindruckte mich vor 52 Jahren sehr, als er vor meinen Augen legfrische rohe Eier aussaugte und danach noch einen Handstandüberschlag vorführte.

Franzi hat die Übergabe seiner Anwaltskanzlei an seinen Sohn noch vor sich.

Mit der Austragbäuerin Resi verbindet mich lebenslanges Arbeiten – sie ist allerdings nach der Hofübergabe offiziell Pensionistin. Und mit Angelika teile ich die Erinnerung, dass unsere Eltern russische Kinderbücher über die

KPÖ bezogen – aus dem Verlag für fremdsprachige Literatur in Moskau.

Aus völlig anderen Sphären kam Toni, der schon als Schulkind über die mit Abstand beste Singstimme verfügte, weshalb ihn eine zur Sentimentalität neigende Volksschullehrerin das traurige Lied eines Edelweißsuchenden Buben vorsingen ließ, von dem mir seither die Zeile „der Bua kehrt nit zurück“ im Gedächtnis gebliebenen ist. Jetzt beschenkte er uns großzügig mit selbstgeschnitztem Edelweiß aus Holz und schmetterte, in Lederhose und Trachtenhut, alpines Liedgut in die Runde. Ich vermute, dass aus ihm nicht zuletzt auch ein Lebenskünstler geworden ist.

Georg erzählt noch gerne, wie ich mit zwölf sein schrott-reifes HMW-Moped in Höchstgeschwindigkeit über einen Schotterweg jagte, bis bei voller Fahrt das Vorder-rad aus der Gabel sprang.

Nichts wusste ich davon, dass er – im Winter bei Dunkelheit – um fünf Uhr früh zu seinem einstündigen Schulweg aufbrechen musste, da er – nüchtern und danach mit dünnem Feigenkaffee und einer Schnitte Marmeladebrot verköstigt – vor Schulbeginn im Altersheim ministrierte. Dabei hatte er nicht nur den strengen Pfarrer Wagner, sondern auch noch einen Oberministranten als Fehler ahnende Vorgesetzte – was für eine Schulung für Georgs spätere hierarchische Berufswelt beim Österreichischen Bundesheer!

Geradezu jugendlich energiegeladen kokettierte Werner mit seiner Unlust, als Schüler die kostbare Zeit mit Lernen zu verplempern – er hatte auch so seinen Weg gemacht.



Als unser Lehrer Ferry Robl – an dem Tag unglaubliche 82 Jahre alt geworden! – die unruhigen Ruheständler zur Ruhe mahnte, um in bester Stimmung eine Rede zu halten und lustige Vorfälle zum Besten zu geben, ereilte mich kurz ein Schock: In meinem Beruf nicht zuletzt auf mein Gedächtnis angewiesen, konnte ich mich an nichts erinnern! – Das Geschilderte hatte sich im sogenannten Poly zugetragen – da war ich mit jenen, die in eine weiterführende Schule wechselten, in Lend nicht mehr an Bord. Lang hingegen hielt der Schock an, als ich vor Jahren in der Hubwieskapelle in Eschenau auf Mariannes Sterbebild stieß. Jetzt erfuhr ich, dass sie als 30-jährige Mutter einer zweijährigen Tochter von der nahen Klingspitze in den Tod gestürzt war!

*Samstag, 30. 6. 2018*

## Wege

So schnell, wie unsere heutige Lebensrealität zu einer Welt von Gestern wird, könnte sich Stefan Zweig nicht einmal in seinem Grab umdrehen!

Die enormen Bestellmengen, die über das weltweite Netz inzwischen getätigt werden, treiben den größten Versandhändler in seiner Logistik zu immer neuen Entwicklungen beim Einsatz von Robotern: Derzeit müssen sich die Mitarbeiter nicht mehr zu den Regalen mit den Waren bewegen, um diese auf den Weg zum Kunden zu bringen, sondern ausgefeilte Robotik lässt die gefüllten Regale zu den Mitarbeitern kommen.

Und schon bin ich in meiner frischen Sommerfrischekolumne dort, wo die Ideen noch wie eh und je – ohne Robotereinsatz – zu mir kommen: Auf dem Balkon unter dem Dach des mehrere hundert Jahre alten Bergbauernhauses.

Obwohl das Gebäude noch immer ohne Zufahrtsweg ist, kratze ich diesen Text nicht in eine Schiefertafel. Nein, auch er wird Ihnen gewissermaßen ab Hof – auf den Weg gebracht über das Internet – sommerfrischefrisch direkt von der Festplatte meines Rechners serviert. Denn nicht

nur die Logistikbranche profitiert von der Digitalisierung, auch das Werkzeug für die Kopfarbeit der Sprachkunst! Seit über vier Jahrzehnten verlege ich bei passender Witterung meinen Arbeitsplatz auf den Balkon unter dem Dach dieser alpinen Hausmumie. Was für eine technische Entwicklung durfte ich seither miterleben: Vom talwärts dringenden Geklapper der mechanischen Schreibmaschine samt schwerer – im Verlauf der Arbeit auf und ab zu schleppender – Papierstöße bis zur lautlos zu bedienenden Computertastatur und den nicht schwerer als ein Schlüsselanhänger wiegenden Speichersticks, die ohne Gewichtszunahme die dicksten Romanmanuskripte aufnehmen.

Da ich aber selbst in unserer von Algorithmen gesteuerten, digitalisierten Welt meinen sommerlichen Arbeitsplatz noch nicht über Teleportation erreiche, stapfe ich auch 2018 noch immer wie mein früherer lieber Nachbar, der in den 1950er Jahren aus Berlin ins entlegene Eschenau zugewanderte Komponist Heimo Erbse, mit Rucksack über den steilen Pfad, von dem historisch Interessierte munkelten, dass es sich dabei um einen alten Römerweg handle.

Dieser Weg führt mich nicht nur zu unserem alten Haus, sondern in diesem Text zurück in die Welt der Logistik, denn was sind Regale, die sich auf den Weg machen, gegen einen Weg, der sich sogar selbst auf den Weg macht! – Leider jedoch in Richtung Schlucht, weil Jahr für Jahr weitere Teile abrutschen.

Die Gemeinde sieht in der Erhaltung dieser Infrastruktur für ihre Bürger wohl nicht mehr ihre Kernaufgabe, sondern nur in der computergesteuerten, pünktlichen

Aussendung der Ortstaxe-Steuerbescheide mit automatischer Abbuchung!

Oder hat das Amt in Punkto Wegbetreuung nur die heutzutage so begehrte Entschleunigung als Fleißaufgabe bis zum Stillstand getrieben?

Das Schicksal dieses Stiefkind-Weges könnte aber, wie leider vieles in der Zukunft – doch in diesem Fall ausnahmsweise positiv! – der Klimawandel entscheiden: Kommen erst einmal viele hitzevlüchtige und wanderbereite Touristen ins Bergdörflein, käme vielleicht einem Visionär in der Gemeindestube die Königs idee, den Weg des alten Weges in die Schlucht zu stoppen. Und damit läge die Zukunft dieses wanderfreudigen Weges in seiner eigenen, stabil-ruhenden Vergangenheit in Stefan Zweigs Welt von Gestern ...

*Samstag, 1. 9. 2018*

Einem Kindheitstrauma meines Vaters, das ihn bis zu seinem Lebensende in erschreckender Intensität verfolgte, verdanke ich, dass mir die Nikotinsucht erspart blieb. Immer wieder erzählte er auf seine eindringlich-anschauliche Art mit gleichbleibender Erschütterung, wie ein Onkel vor seinen Augen elendig an Zungenkrebs krepitierte, den er sich durch Zigarettenrauchen zugezogen hatte: Der vor Schmerzen brüllende, sich auf dem Fußboden wälzende Mann hatte sich vor den Augen seines kleinen Neffen schließlich selbst die eigene Ober- und Unterlippe komplett abgebissen!

Dieses Schreckensbild ging auch mir nicht mehr aus dem Kopf. Überdies waren die beiden grauenhaftesten Figuren meiner Kindheit in Lend – der Baupolier der SAG und der Volksschuldirektor – nicht nur widerlich brutale Männer, sondern starke Raucher, die weithin nach ihrem Laster stanken (und von denen es auch noch hieß, dass sie früher „feige Nazischweine“ gewesen seien).

Natürlich probierte auch ich – als Zehnjähriger mit Freunden in unserer selbstgebauten Hütte – das Rauchen, fand aber nie etwas daran.

Nach vierzig Jahren harmonischen Zusammenlebens mit unterschiedlichen Nachbarn wurde in diesem Sommer unser Hauptwohnsitz in eine Mitraucherhöhle verwandelt – und jeder sommerliche Arbeitsplatzwechsel (leider zu oft durch Arzttermine unterbrochen) war eine Flucht. Ironischerweise lud eine Institution, deren Tätigkeit ich schon vor fast zwei Jahrzehnten in einer Fernsehdokumentation über psychische Erkrankungen positiv porträtiert hatte, und die ich weiterhin für wichtig erachte, ohne ein Wort der Kommunikation sechs massivste Raucher in zwei Wohnungen ab, die – eine weitere Ironie – von den mir so sympathischen Österreichischen Bundesforsten vergeben wurden.

Die Bewohner dieser Raucher-WGs begannen augenblicklich mit dem Dauerrauchen. Der ungünstige Windwirbel trug die ohne Unterlass gepafften Schwaden auf unseren Balkon und durch die anschließenden drei Fenster in die Wohnung. Der Balkon konnte nicht mehr genutzt werden – selbst Wäscheaufhängen verbot sich, da alles roch wie einer Selchkammer entnommen. Unsere Wohnung begann zu stinken wie ein Bahnhofswartesaal der 1960er Jahre.

Die Schilderung des Martyriums, nur noch einen Raum auf der gegenüberliegenden Hausseite lüften zu können, würde den hier verfügbaren Platz sprengen.

Nachdem mich eine Betreuerin nur mitleidig wie einen Außerirdischen ohne jegliche irdische Lebenserfahrung angesehen hatte, als ich ihr eröffnete, noch niemals mit so einem Rauchverhalten konfrontiert gewesen zu sein, und auch ein Brett keine Barriere schuf, versuchte ich erfolglos, die Männer direkt zu animieren, doch die paar

Schritte hinter das Haus zu gehen, wo sie niemanden behelligen würden. Irgendwann stieß ein dadurch genervter Raucher hervor, dass ihnen von den Betreuern verboten worden sei, woanders zu rauchen als auf dem Balkon.

Da ich über Umwege erfuhr, dass man uns die Folter dieses Frischluftentzugs – allen Ernstes deshalb, um das Rauchverhalten der WG-Bewohner zu verheimlichen! – zwei Jahre lang zumuten wollte (dann wäre das neue Haus fertig, das den Rauchern gerade gebaut werde), galt es zu handeln.

Bei minimaler Kommunikation seitens der Institution (und wohl auch unserer geringeren Toleranz), hätte der Irrsinn von Anfang an unterbleiben können!

*Samstag, 27. 10. 2018*

## Auch eine Weihnachtsgeschichte

Vor 80 Jahren, im November 1938, gelang dem zwar katholisch getauften, aber jüdischstämmigen Gemeindearzt von Piesendorf, Dr. Theodor Herz, mit Frau Rosa und ihrer „Puppe“ genannten, 1919 geborenen Tochter Martha die lebensrettende Flucht vor dem nationalsozialistischen Mord- und Raub-Regime: Über Genua emigrierten sie nach Argentinien.

Der 1891 in Wien als Sohn des Astronomen Norbert Herz Geborene genoss von 1919 an als ebenso fachlich kompetenter wie unermüdlich tätiger und sehr sozial eingestellter Sprengelarzt großes Ansehen und Beliebtheit in der Bevölkerung.

Im NS-Rassenwahn wurde er mit Berufsverbot belegt – von einem Tag auf den anderen zählte aus offizieller Sicht sein jahrelanges aufopferndes Wirken für die Menschen im Pinzgau nicht mehr! Mit Leib und Seele Mediziner, wurde er zu jeder Tages- und Nachtzeit auch zu entlegenen Höfen gerufen – bei komplizierten Geburten ging es um Leben und Tod. Sogar am Hl. Abend, wie sich Zeitzeugen erinnerten. Der Fahrzeugbegeisterte kam anfangs mit seinem Motorrad, später im Automobil.



Zu den vielen, die sich immer dankbar an den Doktor erinnerten, gehörten Alois Höllwerth und seine Familie. Der 15-jährige Bergbauernbub aus Niedernsill erlitt beim Baumfällen einen offenen Bruch des Beines samt Austritt des Knochenmarks. Über ein Jahr lang behandelte ihn Dr. Herz mit vollem Einsatz und rettete so sein Bein. Alois' Eltern konnten dem Arzt aus dem Nachbardorf diese langwierige Arbeit nur geringfügig vergüten.

Mit Alois' Nichte Wally Fox-Wallner bin ich seit ihrer Zeit als Gymnasiastin in Zell am See befreundet. Nach der Sozialakademie verbrachte sie den Großteil ihres Berufslebens als Bewährungshelferin in Wien. Auch die Eltern ihres Mannes Roy mussten vor den Nazis aus Prag nach England flüchten.

Vor über 30 Jahren wurde Wally von ihrer Tante Barbara – deren Bruder Alois verstarb 1963 – gebeten, etwas über den in der Familie so geschätzten Dr. Herz herauszufinden, um wenigstens allfälligen Nachkommen endlich Dank abstatten zu können, was damals nicht gelang.

Zum 90. Geburtstag von Barbara Rettenbacher-Höllwerth, deren Mann August 1992 in einer Lokalzeitung verdienstvoll an Dr. Herz erinnerte und auch aus dem warmherzigen Brief zitierte, den Rosa 1940 aus Misiones, einer die Herz an die von ihnen geliebten Pinzgauer Berge erinnernden Gegend, an Leopoldine Egger in den Pinzgau schickte, startete Wally einen neuen Versuch.

Dank des Internets und kenntnisreicher Helfer konnte Wally nunmehr Dr. Herz' Urenkelin in Argentinien kontaktieren: In einer sympathischen E-Mail zeigte sich die 24-jährige Schauspielerinnen Luli Torn darüber sehr berührt und hocheifrig. Ebenso ihr Arzt-Vater Andres, Marthas

Sohn, der seinen geliebten, 1973 verstorbenen Großvater wie seine Mutter „Vati“ nannte und berichtete, dass der sehr gute Schachspieler nach vielen Mühen sogar noch als 80-Jähriger im Dschungel erfolgreich als Arzt tätig war! Schon im Jänner 1940 hatte Rosa geschrieben, dass nach anfänglicher Skepsis bald so viele Menschen in die Praxis geströmt waren, dass sogar ein kleines Sanatorium eingerichtet werden musste.

Diese etwas andere Weihnachtsgeschichte wird Fortsetzungen finden über persönliche Besuche, literarische und wissenschaftliche Darstellungen sowie eine Gedenktafel für die Familie Herz in Piesendorf ...

*Samstag, 22. 12. 2018*

## Der ökologische Fußtritt

Heutzutage ist es aufgeklärten Erdenbürgern mit Verantwortungsgefühl für den Planeten selbstverständlich geworden, in ihr Verhalten auch eine Überlegung wie die nach dem ökologischen Fußabdruck einzubeziehen.

Wie so oft behelligen sich allerdings genau jene Personen nicht mit solchen Gedanken, deren Entscheidungen das größtmögliche Unheil anrichten können, weil sie etwa Präsidenten der USA oder Brasiliens sind! Während unser-einer bei seinem Handeln also den ökologischen Fußabdruck mitbedenkt, gefallen sich solche Staatenlenker unverfroren darin, der Welt möglichst kräftige ökologische Fußtritte zu verpassen!

Ich bin noch in einer Zeit aufgewachsen, in der kein Mensch an den ökologischen Fußabdruck gedacht hat, aber so gut wie alle Menschen in meiner Umgebung nicht einmal den Hauch eines solchen Abdruckes hinterließen auf ihren von harter Erwerbsarbeit und Entbeh-rungen gezeichneten Lebensspuren.

So gesehen haben mir meine Eltern – und mehr noch ihre Eltern ihnen – zwar keine materiellen Güter vererben können, dafür aber der Menschheit ein Vermögen weiter-

gegeben, von dem damals jedoch weder ich noch sonst jemand Notiz genommen hat.

Es hat durchaus Witz, dass dieses damals unsichtbare Vermögen, das meine Eltern bei ihrem Tod vor 45 Jahren hinterlassen haben, aus ihrer lebenslangen materiellen Einschränkung entstanden ist und sozusagen noch zusätzlich von ihrer persönlichen Bedürfnislosigkeit verzinst wurde: An eine Flugreise niemals auch nur zu denken, war für sie lebenslange Selbstverständlichkeit. Kein Auto zu besitzen und hauptsächlich zu Fuß zu gehen, mit dem Fahrrad oder dem Zug zu fahren, ebenso. Wir hatten ein gebrauchtes erworbenes und nur sehr überlegt – also selten – benutztes Motorrad, eine Zeitlang eines mit Beiwagen, um damit bei passendem Wetter einmal jährlich auf Verwandtenbesuch in die Wachau zu fahren.

Apropos ökologischer Fußtritt: mit ihm leben wir auch im Kleinen sozusagen Tür an Tür, wenn es für manche Mitbürger normal ist, selbst für kürzeste Strecken ihren radpanzerartigen SUV zu besteigen, um sich das Frühstücksgebäck zu besorgen oder nach der Heimkehr vor dem Aussteigen noch eine Viertelstunde bei laufendem Motor im Auto sitzenzubleiben, um auf das Mobiltelefon zu starren.

Zu jeder Zeit sorgen hochintelligente Menschen für wunderbare technische Errungenschaften, die dann von manch anderen sofort dafür benutzt werden, um auf die Unausrottbarkeit menschlicher Dummheit aufmerksam zu machen.

Eine Dummheit leider, von deren Folgen nicht mehr nur die Dummen allein, sondern sogar nachfolgende Generationen betroffen sind.

Da das Leben bekanntermaßen vieles ist, nur nicht gerecht, sorgt es auch bei dem erwähnten Beispiel für einen zynischen Ausgleich: Wenn unsreinem der SUV-Verzicht womöglich das angenehme Gefühl beschert, sich nicht komplett bescheuert zu verhalten, so dürfen sich zum Ausgleich dafür Innenstadt-SUV-Fahrer sowie PS- und Hubraum-Fetischisten darüber freuen, deswegen von keinerlei irritierenden Gedanken belästigt zu werden. Und ist seit meiner Kindheit nicht auch gleichgeblieben, dass die – nunmehr bewusste – Beachtung des ökologischen Fußabdrucks zwar die Menschheit, selten aber den achtsamen Menschen bereichert – sich hingegen der ökologische Fußtritt für rücksichtslose Treter auch persönlich bezahlt machen kann?

*Samstag, 16. 2. 2019*

## Aus der Geschichtswerkstatt

Der Verein Geschichtswerkstatt in St. Johann lässt in ehrenamtlicher Arbeit „Stolpersteine“ verlegen, betreut die Gedenkstätte „Russenfriedhof“ und betreibt auch über Zeitzeugengespräche Forschungsarbeit.

Im Keller der Wohnanlage Pöllnhof in der Bezirkshauptstadt richteten die amerikanischen Besatzungssoldaten 1945 für ihren Nachwuchs einen Kindergarten ein. Die dafür verblüffend professionell geschaffenen Wandmalereien zeigen noch heute Märchenfiguren und -szenen in fröhlichen Farben – auch eine Mickey Mouse reitet auf einem Reh erstmals in den Pongau ein!

Bei den geladenen Zeitzeugen weckten Figuren wie Humpty Dumpty eine Vielzahl ebenso farbiger Erinnerungen: Christel Hofer, damals ein Kind aus der Nachbarschaft – ihr Vater war bei den Amis als Übersetzer tätig –, war hingerissen vom Überfluss, in dem die Familien der GIs schwelgten.

Die Frauen bestellten sich schöne Kleider und Einrichtungsgegenstände aus Amerika, und Kinder wie Christel holten sich die weggeworfenen Kataloge aus den Mistkübeln. Sie schnitten Abbildungen von Möbeln und Figu-

ren aus und bastelten Kleiderpuppen. Diese Schätze horteten sie in Schachteln.

Die amerikanischen Kinder bliesen ihre Kaugummis auf und lockten Christel und ihre Freundinnen mit Bubble Gums als Lohn für das Antauchen, wenn sie im Garten schaukelten. „Push me! Push me!“ riefen sie, um danach oft lachend davonzulaufen, ohne zu „bezahlen“.

Auch in einer anderen Zeitzeugenrunde sind Mangel und Überfluss in diesen ersten Nachkriegsjahren Thema: Heinrich Hofer erzählt von dem in der Kaserne arbeitenden Maurer, der eines von fünf von den Amis auf dem Grill liegen gelassenen Hühnern unter sein Hemd steckte und sich eine große Brandblase zuzog. Als ihm die Beute auch noch herausrutschte, sagte ihm ein Soldat, dass er sich doch alle Hühner nehmen hätte können, da sie ohnehin nur weggeworfen würden.

Edi Stofferin wiederum durfte, da seine Eltern mit der Haushälterin einer US-Offiziersfamilie bekannt waren, täglich abends Speisereste und den begehrten Kaffeesud holen, von dem daheim ein weiterer Aufguss genossen wurde.

Als der mit seinen Eltern als Südtirol-Optant ins Land gekommene Vierzehnjährige einmal von zwei GIs als vermeintlicher Einbrecher vor dem Küchenfenster gestellt und festgenommen wurde, brachten sie ihn zum Verhör just in jene Villa, die den Eltern der damaligen Studentin Isgard Haas gehörte und vom amerikanischen Geheimdienst genutzt wurde.

Die pensionierte Ärztin Haas – unglaubliche neunzig Jahre jung – lud Edi ein, im Anschluss an die Erzählrunde

in ihrer Villa erstmals nach siebzig Jahren seine damalige „Zelle“ zu besichtigen.

Vor dem Kriegsende mussten die Schüler in Salzburg nach Bombenopfern suchen: Unvergesslich für die Gymnasiastin Isgard, als sie einmal tatsächlich auf einen steil aus dem Schutt ragenden Frauenarm stieß!

Als Adi Schwaiger von einer Nachbarin berichtet, die bis heute vom Sirenenklang traumatisiert sei, kontert Heinrich Hofer schlagfertig, dass es bei ihm gerade umgekehrt sei: Ihn entspanne seit damals der Sirenenton, verkündete die Bombenwarnung den Schülern doch das vorzeitige Unterrichtsende. Heini ging dann auch nicht in den Luftschutzkeller, sondern nach Hause.

Die Geschichtswerkstatt will weiter über individuelles Erleben geschichtliche Ereignisse lebendig werden lassen.

*Samstag, 13. 4. 2019*



## Fern von Strache & Konsorten

Da wir Zeugen unfassbarer Skrupellosigkeit und Dummheit wurden, tut es gut, sich Zeitgenossen zuzuwenden, die sich nicht Verstellung und Lüge sowie Macht- und Raffgier widmeten, sondern geradlinig ihre Überzeugungen lebten.

Mirka, für zwanzig Jahre die letzte Frau an der Seite eines solchen Menschen, richtete für ihren Mann Helmut Strohmaier im Schloss Goldegg kürzlich eine würdige Verabschiedung aus. Es kamen erstaunlich viele, um dieser so außergewöhnlichen, dabei bescheiden-zurückhaltend auftretenden Persönlichkeit zu gedenken: 1941 im niederösterreichischen Lilienfeld geboren, schlugen seine Eltern den Rat des Lehrers aus, ihn aufs Gymnasium zu schicken. Nach einer Tischlerlehre wurde er Bauzeichner, ging als Wetterwart auf das Sonnblick-Observatorium, wo er viel Zeit für ausgedehnte Lektüre und seine geliebten Skitouren hatte, holte die Matura nach, studierte Germanistik, absolvierte alle Prüfungen, erwarb aber keinen akademischen Grad, da er, dem es um Wissenserwerb und nicht um äußerlichen Prestigezugewinn ging, stattdessen für mehr als vier Jahrzehnte die St. Pöltener Hütte am Felber Tauern bewirtschaftete. Ohne Fahrweg oder

Materialeilbahn auf fast 2500 Metern gelegen, schleppte der zart wirkende, auf wenigen hundert Metern Seehöhe aufgewachsene Mann insgesamt an die 50 000 Kilogramm Güter auf seinem Rücken zu dieser Alpenvereins-hütte, bevor sie zuletzt auch mittels Hubschrauber versorgt wurde.

Seine Fotografien zeugen von ausgedehnten, mit minimalen Mitteln durchgeführten Reisen nach China oder Tibet. In Nepal startete er ein Hilfsprojekt mit Solar-kochern für Himalaya-Bewohner, das er ab 1998 über Sponsoren, Spenden und mit Eigenmitteln finanzierte.

Ich lernte ihn als äußerst aufmerksamen Literaturbegeisterten kennen, der einmal sogar in letzter Minute – verschwitzt und mit Rucksack – direkt von der hochgelegenen Hütte zu meiner Lesung kam. Und erlebte ihn von einer in unserer oberflächenfixierten Zeit rar gewordenen ernsthaften Intensität. Zudem meinte er tatsächlich, was er sagte. Ziemlich exotisch heute, wo auch in der Kunst das so erfolgreiche, um nicht zu sagen: verlogene, Marketing dominiert, das sich seine Kundschaft mitformt.

Ein nepalesisches Sprichwort schien Heli persönlich zu meinen: Nur wer die Last trägt, weiß, wo der Schuh drückt.

Er packte sofort an, wenn er Hilfsbedarf erkannte. Sei es das Projekt in Nepal oder die Unterstützung von Olivenbauern in der Toskana, für die er den von ihm gewonnenen Kunden – auch unserer Familie – Jahr für Jahr Öl zustellte.

Als sei es eine bittere literarische Pointe: Der anderen stets Helfende erlitt auf einer Bergtour einen Schlaganfall

und schaffte es noch allein ins Krankenhaus, wo er jedoch – infolge des Sprachverlustes ein schweigender Patient – erst zuletzt behandelt wurde!

Er konnte uns davon später wieder selbst erzählen, da er sich mit Mirkas Unterstützung das Sprachvermögen zurückeroberte.

Was für ein Zufall: Ein zweiter bemerkenswerter Freigeist aus meinem Bekanntenkreis ist heuer bei einem tragischen Bergunfall ebenfalls verstorben: Hannes Peschek. Noch verblüffender: Er ging, ebenso eigenwillig wie Heli, beruflich den umgekehrten Weg: Nach Studium und begonnener Universitätslaufbahn als Germanist absolvierte er eine Tischlerlehre und arbeitete fortan in diesem Handwerk!

*Samstag, 8. 6. 2019*

## Unvergessene Ratzl

In den frühen 1990er Jahren erzählte mir Heinz Schifer aus Schwarzach im Zuge der Recherchen für meinen Roman „Schonzeit“, in dem er vorkommt, auch von der Näherin Rosa Hofmann. Lebenslustig und witzig sei die Ratzl gewesen, die er von den Jugendlagern der verbotenen Kommunisten am Bööndlsee gut gekannt hatte und die ihres NS-Widerstandes wegen mit erst 23 Jahren vom Mord- und Raubregime Hitlers enthauptet wurde. Und deren Leiche, wie man heute weiß, zusammen mit 182 anderen ermordeten Frauen vom NS-Arzt Hermann Stieve widerlich geschändet worden war!

Der damals 17-jährige Heinz, in Linz in der Eisenbahn-Lehrwerkstätte in Ausbildung, hatte wie Ratzl Flugblätter gegen den Nazi-Irrsinn verteilt, war gleichfalls abgeurteilt worden und saß in der Todeszelle. Heinz' Eltern erwirkten beim Gauleiter Scheel 1944 wegen des jugendlichen Alters ihres Sohnes die Umwandlung in eine Haftstrafe. Eine nicht von Humanität, sondern von Berechnung geleitete Handlung: Bei Kriegsende schickte Scheel unverzüglich seine Frau zum Ehepaar Schifer, um sich seine Mithilfe bei der Lebensrettung des Burschen schriftlich bestätigen zu lassen!

Zum Gedenken an Rosa Hofmanns heurigem 100. Geburtstag, und stellvertretend für alle Widerstandskämpfer, besuchten meine Frau und ich in Berlin die gerade in Renovierung befindliche NS-Hinrichtungsstätte in Plötzensee, wo Ratzl, diese bewundernswert mutige Österreich-Patriotin, am 9. März 1943 so schändlich ermordet worden war.

Im letzten, um Trost bemühten Brief an Mutter und Geschwister bekundet die 23-Jährige, müde geworden zu sein, „denn die Jugend ist vorbei, wenn man das erlebt, was ich erlebt habe. Ich komme mir vor wie eine alte Frau und würde nie mehr genauso glücklich sein können ...“ Wir besuchten auch die hervorragende Ausstellung über den glühenden Hitler-Verehrer, abstoßenden Antisemiten und Parteigenossen Emil Nolde, der sich vergeblich den Nazis andiente. Auch wenn er sich in den Sujets seiner Bilder anpasste – für wesentliche Teile der NS-Kunstabausen blieb er „entartet“. Die künstlerische Qualität vieler seiner Werke rettete Nolde den Nachkriegsstatus – zusammen mit der Verheimlichung seines tatsächlichen Verhaltens den braunen Machthabern gegenüber, das auch Siegfried Lenz entging, der nur den Spuren der Verklärer folgte, als er ihm mit dem Roman „Deutschstunde“ endgültig Bahn brach.

Auf einer der Textsäulen wird Hitler von seinem ersten Lieblingsarchitekten Troost zitiert: „Nolde, das Schwein! ... Wir haben heute die Macht und das Geld und sie bekommen nicht einen Auftrag von mir.“

Und schon, zack, zack, zack, hatte ich gegen meinen Willen wieder das Ibiza-Video samt seiner leider immer

noch quicklebendigen Machtbesessenheit im Ohr: Haselsteiner kriegt keine Aufträge mehr ...

Nebst allerlei anderem legt dieses Video nahe: Bei den Aussagen mancher Politiker ist für die Öffentlichkeit vor allem das wichtig, was diese Herrschaften gerade als nicht für die Öffentlichkeit bestimmt von sich geben! Darin nämlich werden die hohlen Heimat-Phrasen, mit denen auf Stimmenfang gegangen wird, schnell von aberwitzig korrupten Überlegungen – Verkauf des österreichischen Trinkwassers! – abgelöst.

Deshalb: Ein Hoch auf Menschen wie Rosa Hofmann, die im Kampf gegen ein Verbrecherregime für wirklichen Österreichpatriotismus ihre Leben lassen mussten!

*Samstag, 3. 8. 2019*

## Heimos hellwache Siebenschläfer

Keine Frage: Mit ihrer jüngsten Idee haben sie sich endgültig und unmissverständlich in diese Kolumne zum Herbstbeginn reklamiert, unsere Sommernacht für Sommernacht unermüdlich leichtfüßig und dennoch unüberhörbar über die jahrhundertealten, von Hand behauenen Bohlen des Blockhauses jagenden vierbeinigen Mitbewohner. Wobei es schon eine feine Ironie ist, dass gerade sie, deren Nachtaktivität uns Zweibeinern durchaus den Schlaf rauben kann, das Wort Schlaf sogar in ihrem Namen tragen!

Mit der heuer früh erfolgten Reife der ersten Holunderbeeren haben unsere Mitbewohner zu einer neuen Leidenschaft gefunden: Nacht für Nacht veranstalteten sie ihr Hollerbeerenfestessen – auf der Sitzfläche unseres Plumpsklos! Jeweils auf derselben Seite hinterließen sie nicht verzehrte schwarze Beeren und die penibel an den Rand gelegten zarten roten Ästchen der abgerebelten Dolden.

Den klugen Tierchen ist natürlich bewusst, dass sie uns mit der Wahl ihres Esstisches ein Kompliment machen. Immerhin teilen sie uns dadurch mit, dass sie den Abort für sauber genug erachten, um darauf zu speisen. Somit

wiegt diese Nachricht schwerer als das sprichwörtliche Vom-Boden-Essen-Können als Ausdruck für Reinlichkeit! Es versteht sich von selbst, dass es unsere Mitbewohner schätzen, jede Nacht eine gesäuberte Tafel vorzufinden, sobald sie sich für ihr Mahl auf unser Klo begeben.

Dabei praktizieren unsere in jeder Bedeutung des Wortes hellwachen Siebenschläfer schon seit Jahrzehnten ein Ritual, dessen Schilderung unsere verblüfften Besucher immer erst nach Vorlage der entsprechenden Fotobe- weise glauben können: Schon in der ersten oder zweiten Nacht einer neuen Saison erwartet uns im Vorhaus geduldig ein offenbar das Model-Gen in sich tragendes Tierchen, um, anstatt mit seinesgleichen herumzujagen, sich – fotografieren zu lassen! Der professionell stillhal- tende Schnellläufer wechselt erst nach mehrmaligem Aufblitzen die Position für die zweite Serie des Foto- shootings. Dann wirft er sich auf dem alten Kasten neben dem Schild mit der Jahreszahl 1867 in Pose.

Vor dem Neubau des Daches pflegte ein Siebenschläfer auf den grauen Holzsparren unter den Betonziegeln in farblicher Übereinstimmung an heißen Sommertagen auf der Veranda seine Siesta zu halten. Gelassen ließ er dabei den buschigen Schweif über unseren Köpfen bau- meln und blickte mit seinen Knopfaugen immer wieder träge nach unten.

Genau auf dieser Veranda erzählte uns unser lieber Nach- bar, der Komponist Heimo Erbse, der 1957 von der Welt- stadt Berlin ins Bergdorf Eschenau in ein altes Bauernhaus ohne Zufahrt gezogen war, in das – unter Mithilfe seines Freundes Gottfried von Einem – das Klavier mit der Materialseilbahn „hochgefahren“ werden



musste, dass es sich bei unseren Siebenschläfern um die Nachfahren seiner Tiere handle. Er hatte sie sich so sehr vertraut gemacht, dass die selbstbewussten Herrschaften schließlich auch seine Küche in Beschlag genommen hatten, woraufhin er sie zum Stall neben unserem Haus getragen hatte. Klar, dass die verwöhnten Tiere alsbald ins Schusterbauernhaus wechselten, dorthin, von wo Heimo Erbse früher seine Post abgeholt hatte. In jenen Jahren, als seine Oper „Julietta“ nach der Kleist-Novelle „Die Marquise von O ...“ heuer vor exakt 60 Jahren bei den Salzburger Festspielen uraufgeführt wurde ...

*Samstag, 28. 9. 2019*

## Supergauleiter

Fraglos ein Meisterwerk der Gattung schauerlicher Real-satire ist es, worüber kürzlich in dieser Zeitung berichtet wurde: Ein neues Kulturfestival wurde gegründet, das den ländlichen Raum des Bundeslandes Salzburg endlich mit zeitgenössischer Kunst zu missionieren gedenkt.

In sagenhaft substanzloser Geschwätzigkeit gewährten zwei Kuratoren Einblick in ihre großartige Konzeption: Die als „100-Prozent-Außenraumveranstaltung“ angepriesene Festivität gründet sich auf einer phänomenalen Erkenntnis des Kuratorenduos, die mich, der ich seit genau fünfundsechzig Jahren in Salzburg auf dem Land lebe, klarerweise elektrisieren musste. Erschüttert diese Grunderkenntnis der beiden doch meine bisherige Lebenserfahrung, nein, hebt mein gesamtes Weltverständnis aus den Angeln: „In der Stadt sind Häuser, und am Land ist Landschaft.“ – Nein, das Genie des Absurden, der wunderbare Karl Valentin, hätte es nicht pointierter ausdrücken können!

Weiters zu lesen: „Was uns gereizt hat: unsere Diskussion Stadt – Land, die intelligente Stadt, in der die Leute alles wissen, versus das Land, wo man das Zeitgenössische erst hinbringen muss. Wir halten das für völlig falsch.“ – Wow!

Wer im nahezu volldigitalisierten 21. Jahrhundert, in dem die meisten Informationen von Stadt- und Landbewohnern gleich weit, nämlich einen Mausklick, entfernt sind, denkt auch nur eine Sekunde lang in so ranzig-abgestandenen Vorurteilen, die er dann mit gönnerhaftem Unterton verwerfen zu müssen glaubt?!

Geschenkt, dass die Menschen am Land um die Stadt Salzburg noch in bisschen näher dran seien an der Intelligenz als offenbar wir Indigenen aus den Bergen. Na ja, wenn es hier nirgendwo Häuser gibt, sondern nur Landschaft. In der wir vermutlich Zeit unseres dumpfen Lebens irgendwo herumstehen, wenn wir nicht als die durchaus medial bekannten Trachtenuntertanen darin Erfüllung finden, im Takt der Blasmusik zu marschieren oder beerauscht in Festzelten Bierkrüge zu stemmen.

Es war noch die Rede davon, dass die Festivalkunst „in den Wald, auf die Wiese, in die Asphaltlandschaft oder die Autobahnlandschaft“ müsse – ohne Limits! –; „es können auch zehn Kilometer lange Kunstwerke entstehen“.

Aber der wirklich größte anzunehmende Unfall des ganzen Unterfangens passierte schon bei seinem Titel SUPERGAU! Nicht genug damit, wurde im Ton seichten Werbegeplappers ein Slogan kreiert: „SUPERGAU ist zeitgenössische Kunst mit Strahlkraft.“

Eine nach Tschernobyl und Fukushima wohl kaum überbietbare Geschmacklosigkeit!

Das einzig Gute daran ist die Gelegenheit, an den grandiosen Philosophen Günther Anders und an Robert Jungk erinnern zu können. Letzterer war immerhin einmal Präsidentschaftskandidat jener Grünen, deren Landesrat

jetzt für den dämlichen SUPERGAU ressortverantwortlich ist.

Die Supergauleiter, die, wenn schon nicht in Kolonialherrenmanier, so doch als Missionare im Zweijahresrhythmus ihr gutes Werk tun wollen, werden es zwar nicht glauben – und sollen keinesfalls jetzt von mir missioniert werden! –, aber hier auf dem Land wird nicht nur Kultur veranstaltet, es wird zeitgenössische bildende Kunst, Musik und Literatur geschaffen, samt kritischer Reflexion des Lebens auf dem Land! – Und all dies wird seiner Nachhaltigkeit wegen die mit vielen Geldscheinen entfachten SUPERGAU-Strohfeuer mühelos überdauern!

*Samstag, 16. 11. 2019*

Rückblickend könnte ich fast meinen, die den traditionsreichen Industrieort Lend im Salzburger Land damals wirtschaftlich wie gesellschaftlich dominierende Aluminiumfabrik habe es regelrecht darauf angelegt gehabt, dass ich mir allein durch mein Aufwachsen in einer Arbeiterwohnung für meinen späteren Beruf als Autor ein Alleinstellungsmerkmal erwerben könne.

Und zwar nicht nur dadurch, dass die vier Personen unserer Familie in dieser Werkswohnung oberhalb des Gasthofs zur Post auf 32 Quadratmetern in Küche und Zimmer lebten. 1967 kam ein Kabinett überm Gang dazu. Weiterhin blieben wir ohne Vorraum, Badezimmer oder auch nur Warmwasser. Natürlich ohne Balkon, dafür Klo am Gang.

Weil all dies für ein Alleinstellungsmerkmal womöglich nicht reichen könnte, dachten sich die in den frühen 1960er Jahren in der Firma für ein striktes hierarchisches System Verantwortlichen etwas aus, das mich sicher von vielen in meiner Autorenkollegenschaft mit ihren Erfahrungen aus der gehobenen Mittelschicht als Ärzte-, Anwalts- oder Lehrerkinder abheben würde: Die brillante

Idee mit unübersehbarer Symbolkraft, in den Arbeiterwohnungen nur schwarze Lichtschalter und Steckdosen installieren zu lassen, in denen der Angestellten hingegen ausschließlich weiße! Und dies so lange beizubehalten, bis überhaupt kein schwarz gefärbtes Material mehr erhältlich war. – Wahrscheinlich hätten es die im Betrieb dafür Verantwortlichen auch akzeptiert, für das schwarze Installationsmaterial mehr zu bezahlen als für das weiße, obwohl durch die schwarze Farbe die Minderwertigkeit der damit lebenden Menschen ausgedrückt werden sollte.

Chancengleichheit bedeutete damals, dass Arbeiterkinder die gleichen Chancen wie ihre Eltern haben sollten, ebenfalls zu Arbeitern zu werden.

Dieses Symbol für die beabsichtigte gesellschaftliche Undurchlässigkeit kam mir vor geraumer Zeit wieder in den Sinn, als ich den ersten Text meines neuen Kolumnistenkollegen Clemens Sedmak las. Der Philosoph und Theologe führte Permeabilität – also Durchlässigkeit – als einen seiner Lieblingsbegriffe an. Er dachte dabei nicht an Physikalisches, sondern an die zwanglose Begegnung unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen.

Wie sehr Menschen allerdings am Gegenteil hängen, erlebte ich selbst, als ich einige Jahre brotberuflich im Einkaufsmanagement in Lend arbeitete, bei einem ungarischen Lieferanten – damals immerhin Teil eines kommunistisch genannten Systems.

Die Tonerde, wichtiger Rohstoff für die Aluminiumproduktion, wurde auch aus Ungarn bezogen. Zum Abschluss eines großen Rahmenauftrages reisten die Manager des ungarischen Staatsunternehmens nach Österreich und

drangen im Vorfeld darauf, bei den von uns zu reservierenden Zimmern unbedingt darauf zu achten, dass jenes für den Chauffeur keinesfalls über ein Badezimmer verfüge! Für uns hieß das Mehrarbeit, da in den vom Tourismus lebenden Nachbarorten von Lend damals kaum noch solche Unterkünfte angeboten wurden. Aber es gelang uns, diesen Wunsch nach Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ungleichheit – in einer doch klassenlosen ungarischen Gesellschaft – zu erfüllen.

Erst viel später vermochte ich zu ermessen, von welcher fundamentaler Bedeutung meine Erfahrungen mit so rigoros gehandhabter Undurchlässigkeit gerade für meine Arbeit als Schriftsteller waren ...

*Samstag, 22. 2. 2020*

## Immun gegen Langeweile

1992 drehte ich für den ORF einen Dokumentarfilm über einen Behindertensportverein, indem ich dessen Mitglieder porträtierte. Ich gab dem Film den Titel „Wenn der Alltag nicht alltäglich ist“. Heute, genau 28 Jahre nach der Erstausstrahlung, scheint für die Zeit der Pandemie mein damaliger Filmtitel weltweit über unser aller Leben zu stehen.

Teil unseres gegenwärtigen Alltags, dem über Nacht seine frühere Alltäglichkeit genommen wurde, sind neben ebenso vielfältigen wie berechtigten Befürchtungen und Ängsten hinsichtlich einer Infizierung und der wirtschaftlichen Zukunft auch zwei Worte: Immunität und Langeweile. Da von Letzterer vorwiegend in ihrem Bewegungs- und Spieldrang eingeschränkte Kinder betroffen sind, versetze ich mich 60 Jahre zurück, als auch ich – mit fünf Jahren – die denkbar massivste Einschränkung meines kindlichen Bewegungsdranges durchlebte: Zwecks Behandlung meiner Kyphoskoliose wurde mir eines Tages in der Universitätsklinik in Innsbruck ein Gipsbett verpasst. Dafür wurde mein Oberkörper zuerst komplett eingegipst, nach dem Hartwerden des Gipses auseinan-



dergeschnitten und daraus eine Schale gefertigt, in der ich dann mit Stoffgurten fixiert wurde. Und so lag ich mehrere Wochen in diesem Gipsbett reglos auf dem Rücken. Losgeschnallt nur für die Essenseinnahme im Bett und wenn mir die flache Leibschüssel untergeschoben werden musste. Mein physisch eingeengtes Dasein erlaubte Freiheit nur noch in meiner Vorstellung, da sich das reale Spielen mit meinem Spielzeugauto – einer blauweißen Isetta, bei der sich wie bei den „richtigen“ Fahrzeugen ebenfalls die Fronttüre samt Lenkrad herausklappen ließ – auf die kleine Fläche der Bettdecke im Ausmaß meiner Brust beschränkte.

In dem großen Kinderkrankensaal lernte ich ohne Lehrer nicht nur, mich in den unendlichen Weiten meiner Fantasie zu bewegen, sondern schulte auch das genaue Hinsehen, wenn ich all das, was in diesem Saal vor sich ging, eingehend beobachtete.

Als nachhaltigsten Effekt dieses Gipsbettliegens allerdings empfinde ich meine damals erfolgte vollständige Immunisierung gegen Langeweile, die eine lebenslange Wirkung entfaltete. Mein gesamtes Leben hindurch blieb ich vom Gefühl der Langeweile verschont, seit ich selbst das wirksamste Gegenmittel entdeckt hatte: Fantasie. Auch bei realen Spielen sollte mir später immer mehr einfallen als Zeit verfügbar war.

Klar, dass daheim, wo mich das Gipsbett schließlich vor allem nachts erwartete, meine Fantasie durch das geduldige und gekonnte Vorlesen meiner Mutter von Büchern frühzeitig genährt wurde.

Der Preis für die Immunisierung gegen Langeweile, das Zurückgeworfenwerden auf den eigenen Kopf, mag sehr

hoch sein. Umso verblüffender finde ich die drei Fotografien, die mein Vater damals rund um meinen fünften Geburtstag von mir im Krankenbett angefertigt hat: Ich sitze essend im Bett und feixe mit vollem Mund gut gelaunt zur Kamera oder lächle unbeschwert. Nur auf einem Foto scheint im Blick ein wenig von dem mitzuschwingen, was ich damals an mich Schockierendem im Krankensaal beobachtete und 60 Jahre im Gedächtnis behalten habe.

Um zu meinem Filmtitel zurückzukehren: Wenn ich davon ausgehe, dass Langeweile in solchen Situationen bei Kindern Alltag ist, so wurde mir in diesem Punkt seit damals die Nichtalltäglichkeit zum Alltag.

*Samstag, 2. 5. 2020*

## Ich rase, also bin ich!

Was für eine Ironie: Als Angehöriger der Covid-19-Risikogruppe um Bewegung in virenfreier frischer Luft bemüht, genoss ich auf meinem Fahrrad die nahezu autoleeren Nebenstraßen, als mein harmloses Radeln plötzlich zur Hochrisikosportart mutierte, da manche Menschen im Lockdown das Hochgehen der Startflagge für ungehemmtes Autorasen sahen!

Und so verwandelte sich auch die gefühlt kaum bade-tuchschmale steile Gemeindestraße, auf der ich – wie so oft – unterwegs war, in eine Rennstrecke. Als ich das Aufbrüllen des Motors hörte, wich ich in die flache Regenrinne neben der Fahrbahn aus, um nicht womöglich von hinten niedergemäht und später vom Notarzt vom Asphalt geschabt zu werden.

Viele Jahrzehnte lang bin ich nun schon Verkehrsteilnehmer und habe noch nie zuvor eine derart hirn- und verantwortungslose Raserei miterlebt: Angetrieben von mehreren hundert Pferdestärken und gesteuert von unüberbietbarer Dummheit und Rücksichtslosigkeit schoss der Raser auf der schmalen Straße mit Höllentempo auf die unübersichtliche Kurve zu, hinter der am Straßenrand

zwei niedliche hellgrüne Kunststoffgürchen nacheinander um Temporeduktion zum Schutz hier lebender Kinder werben. Günstigstenfalls würde der Extremraser das rote Fähnchen, welches eine der Figuren hält, als Zielflagge empfunden haben und vom Gas gegangen sein. Wäre diesem potentiellen Mörder bei seiner aberwitzigen Geschwindigkeit auf der schmalen Bergstraße allerdings ein Fahrzeug entgegengekommen, hätte es nur Tote geben können!

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Das Mitgefühl mit den Angehörigen all der so mutwillig verursachten Opfer sowie die Empörung über jeden einzelnen Autoraser kann nicht laut genug ausfallen! Und der Gesetzgeber muss endlich über empfindliche Strafandrohung zumindest versuchen, diesem Irrsinn Einhalt zu gebieten. Unsereiner erfreut sich natürlich an den sympathisch achtsamen, so gut informierten wie klugen jungen Klimaaktivistinnen und -aktivisten, die zu Fuß gehen, Fahrräder und Öffis benutzen und vorbildlich die Folgen ihrer Lebensweise mitbedenken.

Als Schriftsteller ist es aber durchaus von Vorteil, nicht auch noch durch ein in Watte gepacktes Leben in einer Villengegend von jenem Teil der Realität abgekoppelt zu sein, den mir jeder Blick aus dem Arbeitszimmerfenster vor Augen führt. Es ist das andere Ende des gesellschaftlichen Spektrums, das von einer deprimierenden Ignoranz allen wesentlichen Fragen unserer Zeit gegenüber bestimmt zu sein scheint: Junge Männer, die ihr ganzes Selbstwertgefühl ausschließlich aus Blech und Pferdestärken beziehen, kürzeste Wege mit Hunderten PS zurücklegen und sogar im Stand nur bei laufendem Motor

in ihren Autos hocken, um zu rauchen oder auf Mobiltelefone zu starren.

Ich glaube nicht, dass jeder von ihnen auch ein Autoraser ist.

Aber auch nicht, dass ich nur von der Gnade der frühen Geburt profitiere, da meine Jugendzeit noch von den Ausläufern der konsumkritischen Hippiebewegung geprägt war. Ich mir also anstatt des Zwangs, ständig im Barber Shop den Einheitshaarschnitt im martialisch wirkenden Heinrich-Himmler-Stil auffrischen zu müssen, mein Haupthaar weit über die Schultern hinab wachsen ließ und statt ein hochgezüchtetes Monstrum von Automobil anzubeten mit 28 PS im gut gefederten 2 CV einfach nur von A nach B schaukelte ...

*Samstag, 11. 7. 2020*

## Der Würger und ich

Dramatische Engpässe bei der Versorgung mit Schutzkleidung und -masken infolge unterbrochener Lieferketten machten zu Beginn der Pandemie auch der Allgemeinheit den enormen Grad der Globalisierung unserer Wirtschaft bewusster. Und plötzlich sprach man in Zeiten profitsteigernder Just-in-time-Lieferungen aus der ganzen Welt und Outsourcing von Produktionen rund um den Erdball von so altmodischen Kostentreibern wie Lagerhaltung und Herstellung – etwa überlebenswichtiger Medikamente – zumindest innerhalb von Europa.

Mich erinnerte das an meine sechsjährige Tätigkeit im Einkaufsmanagement der Aluminiumfabrik in Lend. Die Firma, die schon seit ihrem Beginn 1898 im Ein- wie im Verkauf international agierte, betrieb damals noch eine breitgefächerte Lagerhaltung, um nicht von allfälligen Lieferproblemen gar zum extrem teuren Abschalten der Hochöfen gezwungen zu werden. Und wir im Einkauf – mein Kollege als Leiter und ich als sein Stellvertreter – riskierten nicht sofort Kopf und Kragen, wenn wir uns gelegentlich kleine ökonomieferne Regungen von Menschlichkeit erlaubten. Gegenüber Lieferanten wie dem Herrn

Ager aus Rauris etwa, der ein kleines Sägewerk und ein Gasthaus betrieb und für den wir ein sehr wichtiger Großkunde waren, während er zu unseren Kleinlieferanten zählte, dem wir nicht ständig die Daumenschrauben anzogen, sondern Fichtenkanthölzer und Paletten zu Preisen kauften, die ihm und seinen Arbeitern das Überleben ermöglichten. Wir hegten Sympathie für den Mann und sein Bemühen, bloß nicht großsprecherisch aufzutreten, also schon das Vorzimmer leicht gebückt mit zaghaften Schritten zu durchqueren und uns so als „die Herren vom Einkauf“ zu begrüßen, als habe er Angehörige eines alten Adelsgeschlechtes vor sich.

Als ich vor mehr als vier Jahrzehnten die Firma verließ, um freier Autor zu werden, stand zwar die große Revolution der Digitalisierung noch bevor, war aber mit dem drahtigen jungen neuen deutschen Geschäftsführer, der dem rundlichen, humanen und sich gelegentlich auch noch ein verschmitztes Lächeln gönnenden Dr. Voser aus der Schweiz folgte, die neue Zeit als eine Art Personalisierung der permanenten Kostenreduktion auch nach Lend gekommen. Als Erstes gab er uns die schnellstmögliche Senkung sämtlicher Lagerbestände vor.

Er selbst richtete sein Augenmerk auch weniger auf die Aluminiumproduktion als auf die beträchtlichen Summen, die über den wechselnden Dollarkurs zu holen waren.

Dabei hatte auch der kühle Karrierist Witz: Als wir ihm einen neuen Dienstwagen beschafften und es den alten zu verkaufen galt, fragte er: „Gibt es hier denn keine Zuhälter, die für solche Schlitten jede Summe bezahlen?“

Apropos Zuhälter: Meine Berufswelt war längst eine völlig andere, als eine Art Messias des Einkaufswesens durch

die Medien geisterte: José Ignacio López, der seine Mitarbeiter „Krieger“ nannte und mit ihnen bei Zulieferfirmen einzumarschieren pflegte, um ihnen vor Ort die Möglichkeiten radikalster Kostensenkung vor Augen zu führen, schloss mehrjährige Verträge nur zu jährlich sinkenden Lieferpreisen ab (mit denen dann auch die Qualität der fertigen Produkte sank). Von Wirtschaftsblättern „Der Würger von Rüsselsheim“ genannt, hätte er einen Herrn Ager und die armen Teufel seiner Sägewerksarbeiter wohl in einer Minute brotlos gemacht ...

*Samstag, 3. 10. 2020*



## Auch im Lockdown rast die Zeit

Kaum war die Bremsspur der notwendigen Frühjahrs-vollbremsung dabei zu verblassen, erwies sich für unser Land auch ein herbstliches Lockdown-Bremsmanöver als unumgänglich.

Verblüffend, dass ich trotz dieser massiven Entschleunigungen meine schon vor vielen Jahren in einige knappe Gedichtzeilen gefasste Empfindung auch für das Jahr 2020 grundsätzlich noch als stimmig erachte: „Von Tag zu Tag / vergeht die Zeit // schneller“.

Vielleicht wird diese Wahrnehmung auch von meiner lebenslangen Neugier auf technologische Fortschritte mitbefeuert. Mit Sicherheit aber schwingt in den zitierten Zeilen auch etwas von der banalen Erkenntnis mit, dass die menschliche Lebenszeit stets auf nichts sonst als auf ihr unabwendbares Ende zurast! Und so verstarben im heurigen Frühjahr im Monatsrhythmus auch drei mir langjährig vertraute Menschen: Wally Fox-Wallner, die ungeachtet ihrer schweren Erkrankung noch im Herbst des Vorjahres erfolgreich in der Pinzgauer Gemeinde Piesendorf die Ehrung des 1938 von den Nationalsozialisten so schändlich vertriebenen jüdischen Gemeindefachmannes Dr. Theodor Herz initiiert hat.

Wie auch der Filmmacher Wolfram Paulus. Mir bereits als Schmalfilme drehender Gymnasiast bekannt, realisierten wir nach seinem Studium an der Münchner Filmakademie gemeinsam einen Fernsehfilm über das Pinzgauer Bergdorf Eschenau.

Waren die Genannten einige Jahre jünger als ich, so war der heuer als Erster meiner Freunde verstorbene Musiker Harry Baierl ein paar Jahre älter. Mit ihm verband mich neben einer langjährigen freundschaftlichen Zusammenarbeit – mit seiner Musik veredelte ich eine Reihe meiner Fernsehfilme und Radioarbeiten – auch unser beider Heimatort Lend.

Unvergesslich für mich, wie er, der später als vielbeschäftigter Studiomusiker, Arrangeur und Komponist mit seinen Arbeiten weltweit in den Popmusik-Charts vertreten war und die Wände seines Hauses mit Gold- und Platin-schallplatten behängen konnte, in der kleinen, in den sogenannten Unteren Personalhäusern in Lend gelegenen elterlichen Arbeiterwohnung vor dem im Schlafzimmer an der Wand stehenden Piano saß und zur Auflockerung „Lady Madonna“ oder „Hey Jude“ von den Beatles spielte und sang, bevor er zu seinen eigenen frühen Kompositionen überging, für die ich englische Texte schrieb. Undenkbar damals, dass Harry später nicht nur in Miami und vielen deutschen Städten, sondern auch in den legendären Abbey Road Studios der Beatles Platten einspielen sollte!

Apropos technischer Fortschritt: Heute, wo Musik über mobile Geräte überall ständig verfügbar ist, mutet diese Erinnerung museumsreif an: Ein strahlend schöner Sommerferien-Tag, als der Harry und ich unser Bade-

vergnügen am Böndlsee zu einer unmöglichen Tageszeit beendeten, um im Laufschrift rechtzeitig vor fünfzehn Uhr nach Lend zu kommen – einer Radiosendung wegen! Die Ö3-musicbox war für uns Jugendliche die wichtigste Sendung des ORF. In ihr gab es auch die Reihe „Die ganze LP“. Und an diesem Tag stand eine komplette Langspielplatte von Jimi Hendrix auf dem Programm, deretwegen wir in der Sommerhitze heim rannten. Von dieser wunderbaren musicbox auf Ö3 sollte ich übrigens, noch als Schüler, mein erstes ORF-Honorar beziehen, da meine von mir selbst eingelesene, als Retortensage bezeichnete Satire „Eine Frau mit Schnurrbart“ gesendet wurde ...

*Samstag, 28. 11. 2020*

## Mein proteinreicher Spitzname

An einem neblig-nassen Tag mitten im dritten Corona-Lockdown wende ich meinen Blick von den Schriftzeichen auf meinem Computerbildschirm ab, um den Augen etwas Abwechslung zu gönnen, und sehe durch mein Arbeitszimmerfenster wie auf ein frisch gemaltes, zu wässriges Aquarell, bei dem das Dargestellte mehr vom Betrachter fortzuschwimmen scheint, als dass es für ihn festgehalten wirkt. Beinahe so, als wäre mir eine Art Sinnbild für diese eines Gutteils ihrer normalen Alltagsstruktur beraubten Lockdown-Tage vor das Fenster gestellt worden, in denen das, was früher den Zeitrahmen meines Arbeitstages abgab, in der allgemeinen Sonder-situation etwas zu verschwimmen beginnt, da ich die für das Verfassen umfangreicher Bücher unabdingbar erforderliche Selbstdisziplin dadurch ein wenig aufgeweicht empfinde. Es ist also schier so, als müsste nun auch ich als mein eigener Chef bei mir als meinem eigenen Mitarbeiter jenen Kontrollverlust erleben, der so viele Firmen davon abhält, ihre Belegschaft ins Homeoffice zu schicken. Dabei bin ich in meinem Beruf ohnehin in erster Linie durch den Wegfall der öffentlichen Auftritte und der

damit verbundenen Reisetätigkeit von den notwendigen Maßnahmen im Kampf gegen die Pandemie betroffen. Also hinsichtlich des ambulanten Teiles meines Gewerbes. Wobei schon vor vielen Jahrzehnten ein Karl-Heinrich Waggerl, gleichermaßen so etwas wie der Inbegriff des sesshaften, im sogenannten – durchaus auch politisch kontaminierten – Heimatboden verwurzelten Autors und Menschen, wie auch des ausgedehnte Lesetourneen absolvierenden, bejubelten Vortragskünstlers, die Schriftstellerei insgesamt als ambulantes Gewerbe bezeichnet hatte. Dabei war und ist der Beruf des freien Schriftstellers geradezu eins mit dem momentan in aller Munde befindlichen Homeoffice! Umso seltsamer ist für mich meine Wahrnehmung, dass mir nun meine schon so lange in meinem Arbeitszimmer ausgeübte Tätigkeit so vertraut und zugleich fremd vorkommt, als wäre ich coronabedingt soeben aus einem Firmenbüro ins Homeoffice der eigenen Wohnung gewechselt, und nicht schon immer dort meinem Beruf nachgegangen. Auch zu Zeiten, als unser Sohn noch – nicht unbedingt konzentrationsfördernd – mit einer Horde anderer Fünfjähriger lärmend durch unsere Wohnung und in meinen Arbeitsraum getobt war, in dem ich damals noch an einer Schreibmaschine saß.

Vertraut und doch unendlich weit entfernt mutete mich auch die buchstäblich erlesene Empfindung an, zu der mir an diesem Wasserfarbentag die Zeitungslektüre verhalf, als ich in einem Wirtschaftsartikel von einem auf Lebensmittel aus Insekten setzenden Start-up las, das tatsächlich meinen Spitznamen aus meiner Kindheit und Jugend als Firmenname gewählt hat; ein Wort, das ich

noch nie zuvor verschriftlicht vor Augen gehabt, sondern stets nur mündlich vernommen hatte: Zirp nannten mich meine Freunde – und ab jetzt werden eventuell nicht nur sie, sondern werde womöglich auch ich selbst bei meinem eigenen Spitznamen nicht nur sofort an meine sehr persönliche Vergangenheit, sondern auch an eine proteinreiche, klimafreundliche Nahrung der Zukunft denken, an kulinarische Köstlichkeiten aus Heuschrecken und Mehlwürmern etwa. Und damit ist mein Spitzname aus Kindheit und Jugend, um ein Modewort zu gebrauchen, sogar zukunftsfit geworden!

*Samstag, 6. 2. 2021*

## Wiedersehen mit dem Reizpo

In den frühen 1970er Jahren besuchte ich mit meinem ersten Gebrauchtwagen von Lend aus nahezu jede Veranstaltung der Galerie Zell am See, die von Erni und Herbert Gadenstätter im Schloss Rosenberg spartenübergreifend qualitativ hochwertig und mutig programmiert wurde. Dort schloss ich auch mit dem per Mofa aus Kaprun kommenden Bildhauer und Maler Anton Thuswaldner eine lebenslange Freundschaft.

Nun ist Toni kürzlich mit 92 Jahren verstorben.

In einer von seiner Tochter Edith mit ihrer Familie so würdig wie coronakonform ausgerichteten Feier wurde Tonis Urne, wie noch von ihm selbst vorgesehen, neben der seiner Frau Anni im Skulpturengarten des Kapruner Wohnhauses beigesetzt.

Mir bescherte dieser traurige Anlass aber auch das erheiternde Wiedersehen mit „meinem“ Reizpo: Ein von Toni als Steinplastik geschaffenes Hinterteil, das er vor vielen Jahren bei einer Lesung von mir im Steinerwirt in Zell am See als Überraschung neben dem Vortragspult aufstellte, nachdem er O. P. Zier von hinten gelesen hatte und damit auf die Reizpo-Idee gekommen war. Toni hatte

immer Sinn für Humor und wir haben miteinander stets sehr viel gelacht.

Er brannte für die Kunst, beschäftigte sich mit den jeweils aktuellsten Strömungen und Erscheinungen auf all ihren Gebieten, und wir verstanden einander ab dem ersten Tag, obwohl er ein Vierteljahrhundert älter war als ich.

Ich erlebte ihn immer als Künstler und nie als Künstler-Darsteller. Frei von jeglicher Arroganz, begegnete er den Menschen auf Augenhöhe. Dabei war es ihm auch wichtig, ihnen die Beweggründe seines künstlerischen Tuns nahezubringen. Mit großer Freude erzählte er mir schon bei meinem ersten Besuch in der Vermessungsabteilung der damaligen Tauernkraftwerke, wo er brotberuflich beschäftigt und in der Freizeit künstlerisch tätig war, dass alle seine Arbeitskollegen, die sonst nie mit zeitgenössischer Kunst in Berührung kämen, im Gespräch mit ihm seine Werke sofort verstanden hätten.

Bei Ausstellungen allerdings sorgte Tonis vielgestaltiges, aber stets sinnfälliges Werk häufig für Aufregung, auf die ich frühzeitig publizistisch reagierte. Etwa mit dem Hinweis, dass manche der sich Echauffierenden offenbar noch immer mehr dazu neigten, statt deren Bildern die Künstler aufzuhängen.

Ich schrieb Katalogvorworte und porträtierte Toni erstmals 1979 für das ORF-Fernsehen. Im Anton-Faistauer-Gedenkjahr 1988 zeigte ich ihn und weitere Pinzgauer Künstler in einem Dokumentarfilm als „Faistauers Erben“. All dies war vor Tonis größtem Hit in den Charts der öffentlichen Aufmerksamkeit, als er im Mozart-Gedenkjahr 1991 – so treffsicher wie von genialer Einfachheit – Schwanthalers Mozartdenkmal in der Stadt Salzburg mit



700 Einkaufswägelchen einhauste und damit ein frappierendes Sinnbild für den vom Kommerz umstellten Genius Loci schuf.

Als ich Ai Weiweis erste große Europa-Ausstellung in Berlin sah, frappte mich die Nähe im bildnerischen Reagieren auf Umwelt und Gesellschaft zwischen dem chinesischen Oppositionskünstler und Toni.

Im Salzburger Land kann man einer Reihe von Steinskulpturen Anton Thuswaldners begegnen – Fragment hingegen blieb in meinem Arbeitszimmer in Eschenau das Wandgemälde aus Tonis damaliger Stiegen-Serie, da ihm die exponierte Lage des auf einem Felsen stehenden alten Hauses Beklemmungen verursachte.

*Samstag, 17. 4. 2021*

## Friedhofsunruhe

Vor exakt 70 Jahren erschien William Faulkners szenischer Roman „Requiem für eine Nonne“ und vor genau 40 Jahren setzte ich ein Zitat daraus (in Christa Wolfs Variante aus ihrem Roman „Kindheitsmuster“) in einem Buch erstmals als Motto vor eine Kindheitserinnerung an meinen Heimatort Lend, das auch heute wieder passt: „Die Vergangenheit ist niemals tot. Sie ist nicht einmal vergangen.“

Längst aus Lend weggezogen, bin ich mit dem Ort gedanklich über meine Erinnerungen und real vor allem über seinen Friedhof verbunden, in dem sich das Grab meiner 1973 verstorbenen Eltern befindet.

2018 war ich auch dabei, als auf lobenswerte Initiative der Gemeinde Lend an der Mauer des Urnenfriedhofs eine Gedenktafel für den kommunistischen Widerstandskämpfer Josef Scherleitner angebracht wurde. Der gelernte Tischler Scherleitner kam über die SPÖ zur KPÖ und wurde wegen Widerstandsaktivitäten und der Weitergabe NS-kritischer Flugschriften vom Nazi-Unrechtsstaat zum Tode verurteilt und am 30. April 1943 mit 32 Jahren in München-Stadlheim durch das Fallbeil ermordet.

2018 wurde mit einer in der Lendner Ortskirche angebrachten Gedenktafel auch an den Priester und Nazi-Gegner Kaspar Feld erinnert, der die Gestapo-Haft und das Konzentrationslager Dachau glücklicherweise knapp überlebte.

Umso bitterer ist es, dass es gerade einem seiner Nachfolger als Ortspfarrer, Josef Tomaschek, vorbehalten blieb, noch nach dem Ende der Nazi-Terror-, Mord- und Raubherrschaft auf zutiefst beschämende Weise in deren Sinn einschlägige Aktivitäten zu setzen, die immer noch als Störung der örtlichen Friedhofsruhe empfunden werden müssen: 1949 nach Lend gekommen, erwarb der vormalige Militärfarrer Tomaschek ein zusätzliches Grundstück, auf dem er schon 1950 einen Ehrenfriedhof (!) errichten und dafür die Leichen ehemaliger NS-Polizeiangehöriger vom St. Johanner Friedhof überführen ließ. Darunter den berüchtigten leitenden Lagerarzt aus dem KZ Auschwitz und anderer Konzentrationslager, Franz von Bodmann, über den unter anderem der Auschwitz-Überlebende Hermann Langbein Entsetzliches zu berichten wusste; so auch das eigenhändige Töten von Häftlingen mittels Phenolinjektionen. Gegen Kriegsende kam Bodmann als Truppenarzt der 5. SS-Panzer-Division „Wiking“ nach St. Johann – damals Markt Pongau genannt –, wo er im Polizeilazarett des Pöllnhofes am 25. Mai 1945 Suizid verübte.

Auf diesen abscheulichen, mit dem Ort Lend in keiner Verbindung stehenden Toten des Ortsfriedhofs aufmerksam gemacht wurde die Gemeinde Lend über einen Antrag der deutschen Bundestagsfraktion DIE LINKE zur

Beendigung der öffentlich finanzierten Grabpflege für KZ-Kommandanten und andere NS-Verbrecher.

Tomaschek vergaß nach Kriegsende aber auch nicht auf noch lebende fanatische Nationalsozialisten wie den auf der Flucht vor drohenden Gerichtsverfahren in den Pinzgau gelangten Bildhauer Gustav Resatz. Ihm erteilte er großzügige Aufträge wie die Errichtung eines acht Meter hohen, in der Nähe meines Elterngrabes an die Kirchenmauer montierten Kriegerdenkmals. In der Stadt Salzburg empfahl eine Historikerkommission soeben die Umbenennung der Resatzstraße. Kommissionsmitglied Johannes Hofinger: „Der Bildhauer war Nationalsozialist und Rassist aus Überzeugung.“

William Faulkners Zitat hat nichts von seiner Gültigkeit verloren!

*Salzburg, 26. 6. 2021*

## Glaubenskriegeralptraum

Die Welt durchlebt einmal mehr die furchtbaren Folgen im Zusammenhang mit Glaubenskriegen.

Wie glücklich darf ich mich auf unserer Insel der Seligen schätzen, wenn mir beim Gedanken an Glaubenskriege in unserem Land zuallererst ein satirisches Szenario einfällt, bei dem es um das Glaubensscharmützel innerhalb einer Partei geht, den Konflikt zwischen modischen Türkisen und standhaft schwarzen Traditionalisten innerhalb der Volkspartei. Welche alptraumhaften Szenarien könnten uns drohen, wenn dieser Konflikt eines Tages mit allen Konsequenzen offen ausbricht und sich die Kontrahenten unversöhnlich gegenüberstehen?

Vereinfacht gesagt geht es ja um die meist jugendlichen Slim-fit-Anzüge tragenden Türkisen auf der einen und gestandenen Schwarzen in Lederhosen und Gamsbärten auf der anderen Seite.

Auch wenn viel reale Macht in Wien bei den Türkisen liegt, so sind diese im Gegensatz zu Clanführern aus den Bergen unbewaffnet! Despektierlich wurden manche von ihnen als türkisfarbene Zivildienst-Weicheier bezeichnet. Samt und sonders unerprobt in blutigen Auseinandersetzungen etwa mit dunkelschwarzen Aufständischen aus

unzugänglichen Bergregionen. Sie alle im Besitz funktionsfähiger, sorgfältig gepflegter Jagdwaffen. Und natürlich in deren teils virtuosem Gebrauch geübt, wie etwa die Mitglieder wehrhafter Schützenvereine.

Das Bild, das hierzulande dann die schwer bewaffneten, auf Mopeds und Pick-ups durchs Gebirge Afghanistans fahrenden Gotteskrieger aus den Schlagzeilen verdrängen könnte, würde womöglich so aussehen: Bis auf die Zähne bewaffnete Bauernbündler sind mit tiefschwarzen Fahnen unterwegs in zerklüfteten Gebirgstälern. Sie stehen auf Traktor-Anhängern wie sonst nur Krampus-Passen im Dezember. Verwegen schwingen sie ihre Trachtenhüte mit den Gamsbärten und halten ihre Büchsen in die Höhe. Ausländische Fernsehteams umlagern die Separatisten, die mittlerweile weltweite Bekanntheit erlangt haben unter der Bezeichnung „Gamsbärtler“. Sie selbst sprechen in vor Höhlen abgehaltenen Pressekonferenzen von sich als den „Schwarzen Rebellen“ und bekunden ihre Entschlossenheit zum Widerstand gegen die von ihnen abfällig als „Türkise Slim-fittisten“ bezeichneten Glaubensbrüder in Wien. Die Gamsbocklederhosensträger auf ihren Traktoranhängern versuchen sich aber gegen Trittbrettfahrer – etwa der Splittergruppe eines Wilderer-Verbandes aus dem Oberpinzgau – abzugrenzen, die sich inzwischen gebildet haben und ihre Bereitschaft bekundeten, aus dem Hinterhalt jederzeit das Feuer zu eröffnen, sollten sich Türkise unvorsichtigerweise irgendwo in ihrem Gebiet zeigen. Damit dokumentieren sie ihre Nähe zu einigen mit Schlachtschussapparaten ausgerüsteten schwarzen Schuhplattlerguerilleros aus Tirol, die ihrerseits schon verlauten ließen,

vor nichts zurückzuschrecken, wenn ihrer schwarzen Heimat drohe, von der türkisen Gefahr überrannt zu werden!

Da sich inzwischen mehr und mehr Angehörige bislang als unverdächtig geltender Truppen radikalisierten – zuletzt machte die Absplitterung einer Bandltanzgruppe durch radikale Parolen Schlagzeilen –, und der Konflikt sich weiter auszubreiten droht, soll nach erfolglos gebliebenen Vermittlungsversuchen durch den Bundespräsidenten ein Blauhelm-Kontingent an UNO-Truppen angefordert werden, um eine weitere Eskalation zu unterbinden ...

*Samstag, 4. 9. 2021*

## Sonnenschein und Rattenlinie

An sich wollen meine Frau und ich alljährlich ab der zweiten Septemberwoche den Sommer um vierzehn Tage verlängern. Nach der kühlen österreichischen Regenzeit im August war es heuer aber eher eine Erstbegegnung mit makellosem täglichem Sonnenschein und Schwimmen schon vor dem Frühstück und danach bis zum Sonnenuntergang.

Zum zehnten Mal erlebten wir diese Zeit als eine Art internationales Familientreffen von miteinander nicht verwandten Menschen, die Jahr für Jahr aus vielen Ländern zusammenkommen. Sie bringen schlechte Nachrichten mit – wer seit dem Vorjahr leider verstorben ist –, aber auch gute: Die jüngste Tochter der schwedischen Familie bekam einen Sohn mit einem Geburtsgewicht von fünf Kilogramm!

Stets treffen wir uns in Haraki auch mit unseren niederösterreichischen Urlaubsfreunden Evelyn und Fritz, der sich diesmal von all den englischen E-Book-Leserinnen und -Lesern mit seiner Strandlektüre eines klassisch gebundenen 550-Seiten-Buchziegels abhob. Ein Werk, das auch inhaltlich den denkbar größten Kontrast zu diesen urlaubsparadiesischen Verhältnissen im friedlichen



kleinen Fischerdorf abgab: „Die Rattenlinie. Ein Nazi auf der Flucht“. Vom in London lebenden Menschenrechtsanwalt Philippe Sands im S. Fischer Verlag veröffentlicht. Sands, dessen jüdische Familie in Lemberg von NS-Massenmördern nahezu ausgelöscht wurde, traf bei Recherchen zu einem anderen Buch auf den Sohn des in Wien geborenen früheren SS-Offiziers und NS-Gouverneurs in Polen, Otto Wächter, der 1949 im Vatikan in den Armen von Bischof Hudal, dem Fluchthelfer vieler NS-Mörder, verstarb, kurz bevor er sich über die später als „Rattenlinie“ berüchtigte Fluchtroute nach Argentinien absetzen und sich dadurch den ihm drohenden Gerichtsverfahren entziehen konnte. Wächters Sohn Horst glaubte nicht an die Verbrechen des Vaters, aber daran, dass dieser vergiftet worden sei. Aus vielen Dokumenten schafft Sands, wie Stephen Fry zu Recht feststellt, „eine fesselnde Reise durch die Zeit und ein Porträt des Bösen in all seiner Komplexität“.

Noch bevor ich, wieder daheim, ebenfalls gebannt zu lesen begann, informierte mich Fritz am Strand darüber, wie viele Orte meines persönlichen Lebensumfeldes – Lend, St. Johann sowie eine Reihe anderer Ortschaften, Almen usw. im Pongau und Pinzgau – in diesem Buch vorkommen, in dem so viel bislang Verschwiegenes detailreich dokumentiert wird. (Übrigens: Fritz war in seinem Leben zwar schon oft in Asien, aber noch nie in Thumersbach – auch ein Ort, dem er im Buch begegnete.)

Erstmals war ich auf Wächter 2014 in Kurt Bauers im Residenz Verlag publiziertem, faszinierend akribisch recherchiertem und spannend zu lesendem Band „Hitlers zweiter Putsch. Dollfuß, die Nazis und der 25. Juli 1934“

gestoßen. – Die darin aufgezeigten unglaublich absurden Begleitumstände rund um den Dollfuß-Mord dürfen als unverzichtbare Ergänzung von Philippe Sands' Buch gesehen werden.

Übrigens: In den Lesepausen halte ich auf kulinarische Weise Kontakt zu Evelyn und Fritz, sobald ich meinen Lieblingshumus verspeise, für den die älteste Tochter der beiden die biologisch angebauten Kichererbsen liefert, da sie – nach erfolgreich absolviertem Studium und ausgestattet mit einem Doktorat –, als Biobäuerin den elterlichen Hof führt. Aber das wäre jetzt eine ganz andere Geschichte ...

*Samstag, 13. 11. 2021*

## Rückschau aus dem Club 67

Nichts wäre mir als siebzehnjährigem Schüler ferner gelegen als die Vorstellung, mich über ein halbes Jahrhundert später an damals zu erinnern! Aus dem fiktiven Club 67 von heute einen Blick auf mich zu werfen, den damals sogar zehn Jahre vom „Club 27“ trennten, zu deren Mitgliedern Drogentote aus der Musikszene wie Janis Joplin oder Jimi Hendrix zählten, da sie im Alter von 27 Jahren von der Lebensbühne abtreten mussten.

Ich hingegen hatte damals gerade die Bühne eines landesweit von Zeitungen bis hin zu den Fernsehnachrichten wahrgenommenen schreibenden Schülers betreten, nachdem die Bundeswirtschaftskammer für alle Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen Österreichs einen Aufsatzwettbewerb zum Thema „Exportieren“ ausgeschrieben hatte. Ich war einer von 900, die im Rahmen ihres Deutschunterrichts teilgenommen hatten, und gewann mit meinem Text sowohl den Landespreis für Salzburg als auch den Bundespreis für ganz Österreich. Wodurch mir mein Schreiben erstmals nicht nur exzellente Deutschnoten und Beitragshonorare für die Ö3-Sendung „musicbox“ einbrachte, sondern auch Sachpreise, für deren Gegenwert mein Vater in der Aluminium-

fabrik in Lend viele Monate schwer arbeiten musste. Überdies wurden alle Landespreisträgerinnen und -träger zu einem mehrtägigen Wien-Aufenthalt eingeladen und mit großzügigem Programm verwöhnt: Vom exquisiten Speisen im neuen Donauturmrestaurant über einen Österreich-Rundflug in der modernsten Maschine der AUA bis zu einer Staatsopernaufführung, bei der ich als Gesamtsieger ganz vorne in der Loge des Bundespräsidenten saß. Um die Vorgabe für diesen Opernbesuch zu erfüllen, mussten meine Eltern für mich bei Quelle oder Modenmüller eigens einen Anzug bestellen, da ich zu schulterlangem Haar nur ausgebeulte Hosen, Jeansjacke und Turnschuhe zu tragen pflegte.

Heute noch verblüfft mich die Sympathie, welche der Preisträger aus Kärnten – ein so intelligenter wie angepasster junger Mann mit akkuratem Kurzhaarschnitt – und ich sofort füreinander empfanden. Gut, vielleicht schmeichelte mir auch seine aufrichtige Bewunderung meiner Leistung etwas, als er mir sagte: „Du musst ja einen extrem guten Aufsatz geschrieben haben, einen extrem guten!“ Er, den man wohl nie einfach nur einen HAK-Schüler genannt hätte, sondern mindestens einen Handelsakademiker, um seiner demonstrativen Seriosität im Auftreten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, meinte auch das ehrlich, was in seinem Lob für mich durchaus auch unüberhörbar mitklang: „Extrem gut, dein Aufsatz, wenn du meinen übertroffen hast!“ Leider sind wir einander in den folgenden fünfzig Jahren nie wieder begegnet.

Da unsere Familie kein Fernsehgerät besaß, erfuhr ich erst von meinem Deutschprofessor, dass ich mich in dem

Bericht der Spätnachrichten vor dem Einsteigen in das Flugzeug noch einmal umgedreht und wie ein Staatsgast in die Kamera gewunken habe. Vom Deutschprofessor kam auch der Hinweis, dass den Aufsatz ja ich geschrieben habe, als ihm unser Schuldirektor, ein eleganter Diplomkaufmann und Nebenerwerbsgewerbetreibender, zu dem grandiosen Erfolg gratulierte, obwohl ich daneben stand. Bemerkenswert, dass sich mir dieses Detail eingepägt hat, das mir damals völlig egal gewesen war, da Bildungsaufsteigern solche Dünkelhaftigkeit ohnehin auf Schritt und Tritt begegnete.

*Samstag, 22. 1. 2022*

## Cowboy mit Schießverbot

In einer Zeit, in der das autokratische Putin-Regime in Europa nach der gewaltsamen Annexion der Krim auch noch einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg entfacht und mit Massenmord und Zerstörung furchtbares Leid über die Menschen der Ukraine gebracht, eigene russische Soldaten in den Tod geschickt und in der Folge in allen Staaten massive Aufrüstung ausgelöst hat, wird mir zwangsläufig mehr denn je das große Privileg des Aufwachsens meiner Generation als Friedenskinder bewusst. Keine zehn Jahre nach dem Ende des abscheulichen Zweiten Weltkriegs geboren, war für mich das Gefühl eines ewig fortdauernden Friedens in Europa zur Normalität geworden. Auch wenn Friede für meine Eltern, die noch in den Ersten Weltkrieg (beziehungsweise ein Jahr vor dessen Beginn) hineingeboren und traumatisiert aus dem Zweiten Weltkrieg gekommen waren, die Friedenszeit eindeutig als unbedingt zu erhaltende Ausnahme gesehen wurde. Auf Grund ihrer Lebenserfahrung hatten sie ein abruptes Ende des Friedens immer für möglich gehalten. Ihre warnenden, stets entsetzten Erzählungen aus

der Kriegszeit wurden für mich zu einer Art von düsterem Soundtrack meiner diesbezüglich ja völlig unbeschwerten Friedenskindheit, in der ich mich nur durch die rigorose elterliche Ablehnung jeglicher Waffen – sogar in der Spielzeugvariante! – etwas eingeschränkt empfand. Musste ich mir doch für unsere Wildwest-Spiele in der Prärie von Lend den dafür unabdingbar notwendigen Kapselrevolver in Coltform möglichst unauffällig über Tauschgeschäfte besorgen und daheim den Eindruck erwecken, dass mir dieses Spielzeug in Wahrheit gar nicht so wichtig, es aber irgendwie halt nötig wäre. Ich war, nach heutiger Diktion, klar ein Cowboy mit Waffengegnerschaftshintergrund! Gut möglich, dass ich mir bald schon einen Sheriffstern an mein Gilet heftete, um mein Gewissen hinsichtlich des Waffentragens zu beruhigen, das einem Hüter des Gesetzes nicht einmal von seinen Eltern untersagt werden konnte.

In die Indianerrolle mit Pfeil und Bogen zu schlüpfen, war für mich auch aus eigener Erkenntnis tabu wegen des schlimmen Unglücks meines guten Freundes Franz, dem von seinem Cousin in früher Kindheit so unabsichtlich wie folgenschwer tatsächlich mit einem Pfeil ein Auge ausgeschossen worden war. So sehr mich die Lektüre von Wildwestgeschichten faszinierte, hatten der Franz und ich genügend Ideen für waffenfreie Spiele. Keinen Moment lang fehlten mir dabei jene Duell-Situationen, für die ich daheim eifrig das schnelle Ziehen des Colts aus dem Halfter übte. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil meine „Waffe“ nur über die mäßig knallenden und nicht selten versagenden Kapselrollen aus Papier verfügte, auf denen das Pulver als mickrige Tüpfchen aufgebracht worden

war – keineswegs vergleichbar mit dem wirklich lauten Knallen der Kunststoffmunition, mit der privilegierte Kinder ihre erheblich teureren Trommelrevolver laden konnten.

Nach dem Ende meiner bewaffneten Kindheit traf ich mich über die Ansichten der Friedensbewegung wieder mit den Überzeugungen meiner Eltern. Vielleicht zeigt sich darin auch noch ein kleiner Rest meiner Sheriff-Vergangenheit, wenn ich heute vom Notwehrrecht der Menschen in der Ukraine absolut überzeugt bin. Samt leider unumgänglicher westlicher Unterstützung in ihrem Kampf gegen den Aggressor!

*Samstag, 11. 6. 2022*



## Festspiele – von Lend aus gesehen

Festspielferner, als ich im nur knapp siebzig Kilometer vom Epizentrum des alljährlichen Salzburger Hochkulturlebens in dem im Gebirge gelegenen Industrieort Lend aufgewachsen bin, hätte ich wohl als Abkömmling von Indigenen im bolivianischen Urwald auch nicht groß werden können! Und dies, obwohl wir Straßenkinder mit unserer Deutsch-, Musik- und Zeichenlehrerin Maria Trefny eine redlich um unsere Horizonterweiterung hinsichtlich der Schönen Künste bemühte Lehrerin hatten. Eine leidenschaftliche Streiterin gegen den allmächtig scheinenden Kitsch, die sarkastisch über Darstellungen wie „Hirsch auf Lichtung“ herzog, sobald sie die Qualität klassischer Malerei hervorstrich, für die sie uns in ihrer Freizeit im Klassenzimmer die ganze Pinnwand mit Abbildungsbeispielen füllte. Aber selbst in ihrem konkreten Unterricht spielten die Salzburger Festspiele keine Rolle, die ich später natürlich zuallererst über die kolportierte Höhe der Kartenpreise wahrnahm, die in unserem Arbeiterort gelegentlich kopfschüttelnd mit den mickrigen Löhnen verglichen wurden, die in der Fabrik für die gefährliche und gesundheitsschädliche Schwerstarbeit an den Hochöfen bezahlt wurden. Überdies erfolgte in

meiner Generation frühzeitig ein Gutteil der musikalischen Sozialisation über Rock-, Blues- und Jazzmusik. Wenn ich heute im Zusammenhang mit den Festspielen an meinen Heimatort denke, so kommt mir vor, als wäre er damals so etwas wie der dreckige Hinterhof dieses Zentrums von Glanz und Glamour gewesen. Während in der Festspielstadt Höchstleistungen in reproduzierender Kunst erbracht wurden, hatte sich Lend schon sehr früh fernab jeglicher medialer Aufmerksamkeit zu einem im Schatten von Reich und Schön gelegenen Industriestandort entwickelt. Und dies bereits lange vor der dort um 1898 etablierten ersten Aluminiumindustrie der Donaumonarchie, als die früher Hirschfurt genannte Ansiedlung über die Gold- und Silberschmelze der Bergbaugebiete des Rauriser- und Gasteinertales schon zu einem Anziehungspunkt für das Erbringen zwar mäßig entlohnter, dafür aber lebensgefährlicher körperlicher Schwerarbeit geworden war. Klar, dass sich kein am Kunstgenuss interessiertes Publikum, das regelmäßig aus aller Welt in die Mozartstadt reist, jemals dorthin verirrt. Einzig mein Kollege H. C. Artmann versicherte mich einmal seiner Bewunderung für die klassische Industriearchitektur meines Heimatortes. Aber da war ich längst Teil des Literaturbetriebes geworden und damit den Kunstveranstaltungen der Festspiele viel näher als der Industriearbeiter-Realität meiner Kindheit und Jugend, als mein Vater im Akkord an der Aluminiumfräse schuftete. Und da nahm ich die Festspiele längst vorwiegend in den oftmals bizarren Nebensachen wahr, die scheinbar als Hauptsache angesehen wurden: Dem Vorführen teurer Roben und Frisuren – was war schon die Neuinszenierung einer Mozartoper gegen

das neueste Haarkunstwerk dieser oder jener Societyfürstin! Vielleicht wäre es ein lohnender Gegenstand für eine wissenschaftliche Studie, herauszufinden, ob erlesene Textilien nicht womöglich tatsächlich eine Steigerung des Festspiel-Kunstgenusses bewirken. Gewiss aber schufen die teuren Garderoben einen dritten Menschentypus nach Akteuren und Publikum: Die Zuschauer der Zuschauer!

Mein lieber Kollege Ernst Jandl hat in bewundernswerter Kürze mit größter poetischer Treffsicherheit dazu Unsterbliches auf den Punkt gebracht: „Salzburger Fetzenspiele“. – In TikTok-Zeiten lässt einen die untertags praktizierte Vorliebe mancher Besucher für Trachtenverkleidung natürlich sofort an eine Lederhosen-Challenge denken!

*Samstag, 23. 7. 2022*

## Die Sache mit Luitpold

Ich hätte die vielen, oftmals wirklich unglaublichen Zufälle, die mich mein Schriftstellerleben hindurch nun schon verblüfft haben, durchaus als Einladungen verstehen können, mich endlich dem Übersinnlichen zuzuwenden oder mich wenigstens mit der einen oder anderen Geschichte von den Naturgesetzen zu befreien und so meinen Einstieg in die phantastische Literatur zu vollziehen!

Geeignet dafür wäre die Sache mit Luitpold. – Sie mutet an, als wäre tatsächlich einiges aus dem Jenseits gesteuert worden.

Angefangen hatte es damit, dass die Mühlviertler Ortschaft Kefermarkt, die Adalbert Stifter als Retter des berühmten, 1491 von einem unbekannt gebliebenen Künstler geschaffenen Flügelaltars der Ortskirche verehrt, meiner Schwiegermutter bei einem Besuch so gut gefallen hat, dass meine Frau daraufhin 2019 die Feier eines runden Geburtstages in den dortigen Braugasthof verlegte.

Tags darauf nahm Luitpold erstmals mit mir Kontakt auf, als wir bei der Besichtigung von Schloss Weinberg auf

die Gedenktafel aus Lasberger Granit stießen, welche „die Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter ihrem Lehrer, dem Volksbildner und Arbeiterdichter Josef Luitpold Stern“ widmete und mit diesem Zitat versah: „Wir können von der Menschheit nichts erwarten, was wir nicht bis zur letzten Kraft selbst versuchen.“

Ein gutes halbes Jahr später begegnete ich Luitpold in der Bundeshauptstadt in der Ausstellung „Das rote Wien 1919 - 1934“ wieder. Zu seinem umfangreichen Wirken gehört auch die Mitbegründung jener „Büchergilde Gutenberg“, bei der ich als Jugendlicher in Lend Kunde war.

Waren diese beiden Kontaktaufnahmen durch den 1886 in Wien geborenen und nach der Emigration während der NS-Herrschaft bis zu seinem Tod 1966 wieder dort lebenden Luitpold 2019 erfolgt, verschwand er bis zum Mai 2022 wieder aus meinem Gesichtsfeld, um sich dann auf völlig unerwartete Weise in mein Bewusstsein zurückzumelden, als ich bei einem schnellen Blick in die in St. Johann aufgestellte „Bücherzelle“ tatsächlich auf das 1948 im Verlag der Wiener Volksbuchhandlung erschienene „Josef-Luitpold-Buch“ stieß, das der Autor 1951 in Weinberg signiert hatte und in das eine Werbung für das Erholungsheim der Gewerkschaft der Bau- und Holzarbeiter Österreichs in Kefermarkt eingeklebt war. Der stark modrig riechende, stockfleckige Band enthält Lyrik und Prosa aus vier Jahrzehnten. Durchpulst von starker Empathie für Benachteiligte und zugleich erfüllt von der Zuversicht in die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen wie auch dieser selbst, finden sich auch Luitpolds Übersetzungen afro-amerikanischer Lyrik wie das Gedicht „Erlebnis“ von Countee Cullen mit

der erschütternden Kindheitserinnerung an eine Fahrt nach Baltimore: „Acht Jahre waren beide wir. / Ich ohne Argwohn lach ihm zu. / Da streckt er seine Zunge aus: / Du schwarzer Nigger du! ... Von allem, was auch sonst geschehn, / fällt stets nur dies mir ein.“

Um zur Lenkung dieser Geschehnisse aus dem Jenseits zurückzukommen: Wurde das Luitpold-Buch von Alfred Zohner zusammengestellt, so kaufte ich bereits vor über einem halben Jahrhundert als siebzehnjähriger Schüler auf einem Flohmarkt den Band „Kunst des Tages. Eine Sammlung Wiener Meisterfeuilletons“, 1946 auf billigem Papier gedruckt, herausgegeben und eingeleitet von – Alfred Zohner.

*Samstag, 20. 8. 2022*

Nun, wo mit Allerheiligen die alljährlichen Gräberbesuche der Menschen zum Gedenken an ihre verstorbenen Angehörigen bevorstehen, sei an ein besonderes Gräberfeld in St. Johann im Pongau erinnert, das sich in der Nähe des ehemaligen, von den Nationalsozialisten errichteten größten Kriegsgefangenenlagers Westösterreichs, genannt STALAG XVIII C „Markt Pongau“, befindet. Hier liegen über 3.500 Menschen, die als Sowjetbürger im Kampf gegen das Dritte Reich, von dem ihr Land angegriffen worden war, ihr Leben verloren. Jahrzehntlang firmierte die Gedenkstätte in der Bevölkerung als „Russenfriedhof“. Was für ein Aberwitz, dass diese Bezeichnung nach dem völkerrechtswidrigen Angriffskrieg des Putin-Regimes auf die Ukraine zwangsläufig in Misskredit zu geraten droht, obwohl sich unter den gefallenen Sowjetsoldaten auch zahlreiche Männer aus der heutigen Ukraine befinden. Unlängst veranstaltete der Verein „Geschichtswerkstatt“ eine Gedenkwanderung zu eben diesem „Russenfriedhof“, an der eine stattliche Anzahl Interessierter teilnahm und auf welcher der Zeitzeuge Edi Stofferin seine Erinnerungen an das Lager schilderte.

Der aus St. Johann stammende frühere Landtagspräsident Walter Thaler, dessen Leben in der frühen Kindheit und den folgenden Jahren vom Zweiten Weltkrieg bestimmt war, hielt eine „Rede gegen den Krieg“, in die er neben der intellektuellen Durchdringung der Thematik auf Wunsch des Veranstalters auch Details aus seiner Lebensgeschichte aufnahm, von der Sorge darüber sprach, ob sein Vater in Russland gefallen war. „Erst an meinem 9. Geburtstag wurde die Ungewissheit zur Gewissheit.“, so Thaler. „Der Krieg hatte auch meinen Vater verschlungen, ganz zuletzt, 6 Wochen vor Kriegsende, bei Königsberg in der heutigen russischen Enklave Kaliningrad. ... Der Krieg war in den Köpfen der Menschen und in der Sprache weiter verankert. Meine Mutter war nun eine „Kriegerwitwe“, die am Allerheiligentag am „Kriegerdenkmal“ immer weinte, mit den zwei ihr verbliebenen Kindern an der Seite. Das dritte Kind, meinen älteren Bruder Hansi, hatte sie am 9. 9. 1942 durch die mörderische NS-Euthanasie verloren. Menschen, die keinen Krieg wollten und diesem Krieg zum Opfer fielen, wurden weiterhin „Krieger“ genannt.“

Kurze Zeit vor diesem öffentlichen Gedenken kam Svetlana Petrowskaja zum zweiten Mal nach St. Johann – ihr Vater hatte nicht nur das Lager in St. Johann überlebt, sondern auch das KZ Mauthausen und den folgenden Todesmarsch nach Gunskirchen.

Als im Sommer 1941 die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion überfiel und einen beispiellosen Vernichtungskrieg begann, floh Svetlanas jüdische Mutter mit der noch nicht sechsjährigen, schwerkranken Tochter Svetlana aus Kiew in ein kleines russisches Dorf, wo das Kind



von fremden russischen Frauen aufopfernd gesund gepflegt wurde. Jetzt, mit 86 Jahren, war sie wieder auf der Flucht – diesmal vor den russischen Truppen des Putin-Regimes nach – Deutschland! Dort lebt ihre Tochter Katja, die bei uns als Bachmann-Preisträgerin bekannt geworden ist.

Nach einer Idee des leider viel zu früh verstorbenen Hans Steinlechner hat der Historiker Michael Mooslechner seine Forschungen zum Stalag in kompakter Form in einer Broschüre zusammengefasst, die im Schaukasten der Gedenkstätte in mehreren Sprachen zur freien Entnahme aufliegt.

*Samstag, 29. 10. 2022*

## Mein Proust-Effekt

Die Angewohnheit des französischen Autors Marcel Proust, der seine persönlichen Erinnerungen bei der Arbeit an seinem so monumentalen wie detailgenauen Romanwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ über sein Geruchs- und Geschmacksempfinden wachzurufen pflegte, indem er etwa ein „Madeleine“ genanntes Backwerk vor dem Verspeisen in den Tee tunkte, fand als „Proust-Effekt“ später sogar Eingang in Lexika der Psychologie.

Ich hingegen erlebte kürzlich eine von einem visuellen Reiz ausgelöste Abart des Proust-Effekts, als ich wie jedes Jahr zu Beginn der Wintersaison die im Frühjahr in sie hineingestopften Knäuel aus Zeitungspapier aus meinen Langlaufschuhen zog: Beim Anblick dieser Papierknäuel entstand in mir die exakte Erinnerung an eine über fünf- undsechzig Jahre zurückliegende Alltagsbeobachtung: Ich war damals noch nicht im Kindergarten, sondern spielte vormittags daheim in der Wohnküche bei meiner Mutter, wo ich ein Spielzeugauto auf dem „Stragula“ genannten Bodenbelag unserer Küche unter dem Diwan einparkte, um es später aus dieser Garage wieder herauszufahren,

die vielleicht dreißig Zentimeter lange Fahrt in Richtung Speisekammertür zu unternehmen und vor ihrem Erreichen nach links zur Kredenz abzubiegen usw. (Dass meine Eltern nie ein Automobil besaßen, hinderte mich nicht daran, schon als Dreijähriger zum virtuosen Spielzeugautofahrer zu werden!)

Auf das verhaltene Klopfen an der Küchentür – unsere aus zwei Räumen für vier Personen bestehende Werkswohnung in Lend verfügte weder über Vorraum noch Warmwasseranschluss – reagierte meine Mutter wie üblich mit einem einladenden „Herein!“. Daraufhin betrat unsere Eier-Bäuerin aus Eschenau die Küche – samt einem Schwall eines mir zu der Zeit noch wenig vertrauten Geruchsgemischs aus Viehstall mit Kuhmist und Hühnerdreck.

Die zurückhaltende hagere Frau mit spitzer, leicht tropfender Nase stellte nach der herzlichen Begrüßung ihren großen grünen Rucksack auf einen Sessel neben dem Küchentisch. Längst war ich auf den Diwan geklettert, um alle Vorgänge genau beobachten zu können. Obwohl mir Rucksäcke bekannt waren, hatte ich noch keinen gesehen, der eine viereckige Form aufwies. Sie verdankte sich der großen, stabilen Schachtel, in der die Bäuerin ihre zerbrechliche Ware von ihrem Bergbauernhof zu den Kundschaften trug.

Bevor sie Ei für Ei mit ihren mageren, rot gefrorenen langen Fingern vorsichtig in die bereitgestellte Schüssel legte, wickelte sie jedes aus dem dafür zurechtgeschnittenen Zeitungspapier und nannte zugleich halblaut die Anzahl. Als sie beim Nachzählen dann vorsichtig auf die Eier tippte, fiel mir ihr locker sitzender Ehering auf, der

sich nicht so tief ins Fleisch grub wie bei meiner Mutter. Bevor sie kassierte und ging, räumte die Frau alle Papierknäuel wieder in die nun leere Schachtel in ihrem Rucksack.

Ach ja, weder unsere damalige Eierbäuerin, und schon gar nicht meine Eltern, die beide heuer seit genau fünfzig Jahren tot sind, hätten sich jemals auch nur träumen lassen, dass ich 1976 mit dem Preisgeld aus einem ORF-Fernsehspielwettbewerb und einem Kredit aus meinem Jugendbausparvertrag ein sehr altes Bauernhaus in Eschenau erwerben und damit – nicht ganz so hoch gelegen wie ihr Hof – zum Nachbarn der Nachkommen unserer Eierbäuerin aus meiner frühen Kindheit werden würde ...

*Samstag, 14. 1. 2023*

1971 erfuhr ich als Schüler über die Berichterstattung vom spektakulären Erfolg des damaligen Wiener Polizeipräsidenten Josef „Joschi“ Holaubek, dem es – unbewaffnet – tatsächlich gelungen war, einen bewaffneten Geiselnnehmer nur durch überzeugendes Zureden nicht bloß von einer fatalen Kurzschlusshandlung abzuhalten, sondern sogar zum Aufgeben zu bewegen. Dabei hat Holaubek, fraglos eine so starke wie eigenständige Persönlichkeit mit einem Zug zum Original, den sich verschanzenden Schwerverbrecher mit dem bald legendär gewordenen Satz angesprochen: „I bin’s, dei Präsident!“

Erinnert man sich an so eine Szene, wird einem schmerzlich bewusst, wie sehr angesichts all der glatt gebürsteten heutigen Karrieristen – gewissermaßen durch die Bank Funktionäre von der Stange – solche Menschen in entscheidenden Positionen fehlen! Auch wenn Holaubek in Belangen zeitgenössischer Kunst sich als Ablehnungsdurchschnitt erwiesen hat, was die Verfolgung der Wiener Aktionisten anlangt.

Als seine Worte gefallen waren, hatte ich, weniger als Jung-, denn Jüngst-Autor gerade im Hörfunk und in Zeitschriften zu publizieren begonnen. Und dadurch hatte

auch ich einen Präsidenten! Nicht den Joschi, sondern den Milo!

Der Schriftsteller Milo Dor bekleidete von 1975 bis 2005 das Ehrenamt des Präsidenten der IG Autoren (damals noch nicht gegendert), das gegenwärtig meine Kollegin Renate Welsh ausübt, mit der ich als Vorstandsmitglied der größten österreichischen Schriftstellervereinigung zusammenarbeite.

Eng an Dors Seite waren seinerzeit die beiden Lyriker Gerhard Ruiss und Hannes Vyoral, die eine richtungweisende „Bestandsaufnahme der gegenwärtigen österreichischen Literaturszene“ ins Werk setzten. 1978 veröffentlichten sie ihre Dokumentation zur Situation junger österreichischer Autoren als beeindruckendes, knapp 400 Seiten starkes Buch. Und darauf aufbauend gelang ihnen das absolute Kunststück, all der unterschiedlichen Temperamente und literarischen Verfahrensweisen ungeachtet, die österreichische Autorenschaft 1981 beim Ersten österreichischen Schriftstellerkongress im Wiener Rathaus zu versammeln und dieses als Großtat zu bezeichnende Ereignis in einem 1982 erschienenen Buch mit dem Titel „Die Freiheit, zu sehen, wo man bleibt“ zu dokumentieren.

Zurück zu „meinem“ Präsidenten Milo Dor, bei dem ich im persönlichen Umgang auf Grund seines Akzentes stets ganz automatisch so etwas wie den Nachhall der Vielvölker-Monarchie im Kopf hatte und der im März dieses Jahres 100 Jahre alt geworden wäre. In Budapest geboren und im jugoslawischen Teil des Banats und der Batschka aufgewachsen, schloss er sich nach der Besetzung Belgrads einer Gruppe serbischer Widerstands-

kämpfer gegen die NS-Besatzer an, wurde verhaftet, gefoltert und zur Zwangsarbeit nach Wien verbracht, wo er nach der Befreiung Österreichs vom Faschismus wohnen blieb und ein umfangreiches literarisches Werk schuf, in das man sehr gut über den beim Salzburger Otto Müller Verlag lieferbaren Roman „Tote auf Urlaub“ einsteigen kann, wo 1996 auch eine Sammlung eindringlicher Reisefeuilletons zu Mythos oder Wirklichkeit von Mitteleuropa herausgekommen ist.

Diese Bücher weisen Milo Dor als einen auch heute noch überaus lesenswerten Schriftsteller aus, der mir auch als beeindruckender Charakter in Erinnerung bleiben wird.

*Samstag, 11. 3. 2023*

## Die Jahrhundertfrau

Sie war eine Jahrhundertfrau! Einerseits buchstäblich, weil die 1897 in Wien Geborene und 2000 dort Verstorbene das ganze zwanzigste Jahrhundert durchlebt hat. Andererseits verdient die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky, der ich ein einziges Mal persönlich begegnet bin, durch ihre beruflichen Leistungen und ihren aktiven Widerstand gegen das Mord- und Raubregime der Nationalsozialisten auch im übertragenen Sinn die Bezeichnung Jahrhundertfrau! – Mitgemeint sind natürlich die vielen tapferen Frauen, vor allem aus der Arbeiterschaft, die wegen ihres mutigen Widerstands ermordet wurden. Das musische, offen und liberal eingestellte Elternhaus – Vater Staatsbeamter und Kriegsgegner, Mutter nach dem Ersten Weltkrieg Sozialarbeiterin für das Jugendgericht – erlaubte der Tochter das ungewöhnliche Studium und damit zur ersten Architektin Österreichs zu werden. Auch wenn es sie später nervte, darauf reduziert zu werden, so erfand sie doch in den 1920er Jahren mit der „Frankfurter Küche“ die moderne Einbauküche mit Hängeschränken, die inzwischen weltweit Standard geworden ist. Aber sie widmete viel Energie dem Komplex



des Siedlungsbaus, Musterhäusern sowie dem Wohn- und Kindergartenbau, für den sie schon 1929 die Idee der zentralen Halle hatte.

Jahrzehnte bestand die Verbindung zwischen ihr und dem Pongauer Ort Radstadt, in dem sie für ihre ältere Schwester Adele ein Haus errichtet hatte, das sie nach deren Tod selbst als Ferien-Domizil nutzte.

Im Radstädter Kulturverein „Das Zentrum“ stellte der Architektursthistoriker und Kulturpublizist Thomas Flierl unlängst den von ihm im Berliner Lukas-Verlag mit großer Sorgfalt edierten, reichhaltig illustrierten Band mit Schütte-Lihotzkys Gefängnisbriefwechsel 1941 bis 1945 vor, in dem zusätzlich zu der unter Zensurbedingungen entstandenen, berührenden Korrespondenz (in Radstadt frei von Pathos gelesen vom Schauspielerpaar Ulrike und Peter Arp), über die detaillierten Anmerkungen ein zeitgeschichtliches Panorama entsteht.

Zwei im Wiener Promedia-Verlag erschienene Bände runden das Bild der faszinierenden Architektin und politisch hellwachen Frau ab: In „Erinnerungen aus dem Widerstand“ erzählt sie selbst eindringlich ihr kämpferisches Leben im Zeitraum von 1938-1945. Aus dem sicheren Exil in Istanbul, wo das Ehepaar Schütte für das Erziehungsministerium gearbeitet hat, kehrt Margarete allein nach Wien zurück, um sich der kommunistischen Widerstandsgruppe des Architekten Herbert Eichholzer anzuschließen. Ein eingeschleuster Gestapo-Spitzel lässt die Gruppe 1940 aufliegen. 1944 trifft Schütte-Lihotzky im Salzburger Polizeigefängnis auf Frauen aus dem Umkreis der Goldegger Deserteure: „Die Jüngste war erst 19 Jahre alt. ... Die Älteste, eine weißhaarige Frau über

70, mit einem großen Kreuz auf der Brust, saß still in einer Ecke. Die anderen nannten sie Kösserbäuerin..."

1945 von amerikanischen Truppen aus dem Zuchthaus Aichach in Bayern befreit, wurde sie im Alter oft ausgezeichnet, lehnte aber 1988 das Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst wegen Verleihung durch Bundespräsident Waldheim ab!

Christine Zwingl hat als Herausgeberin von „Margarete Schütte-Lihotzky, Spuren in Wien“ mit kompetenten Mitarbeiterinnen einen herausragenden illustrierten Stadtführer rund um Biografie und Werk der Jahrhundertfrau geschaffen.

*Samstag, 27. 5. 2023*

Am 1. August dieses Jahres hätte mein oberösterreichischer Schriftstellerkollege Walter Pilar seinen 75. Geburtstag feiern können, wenn er nicht vor fünf Jahren nach einem tragischen Treppensturz in seinem Haus auf dem Linzer Pöstlingberg unerwartet verstorben wäre! Beim Salzburger Vorbereitungstreffen für den Ersten österreichischen Schriftstellerkongress 1981 setzte Walter sich neben mich und sprach mich so an, als würden wir uns schon Jahrzehnte lang kennen. Wir waren uns sofort sympathisch und blieben ab diesem Tag bis zu Walters Tod streitfrei befreundet.

Walter Pilars Gedichtbände veröffentlichten wackere Ein-Mann-Verlage wie Werner Herbst in seiner „herbstpresse“ oder zuletzt – vor genau dreißig Jahren – Dieter Scherr, der in seiner gleichnamigen „Kollektion“ den von Franz Blaas illustrierten Band „Eingelegte Kalkeier“ herausbrachte. Was für ein Titel für ein Gedichtbuch! Schon Walters Debüt 1982 hieß „klupperln & düsenjäger“! 1990 erhielt Walter Pilar den oberösterreichischen Landeskulturpreis und legte mit Herbert Vorbach im Landesverlag „Augen auf Linz“ vor – mir noch immer das liebste poetische Werk über die VÖEST-Stadt.

Mit Hans Kienesberger und Peter Putz war er von 1978 bis 1981 Mitherausgeber der erstaunlichen Bild-Text Edition „Der Traunseher“. Auch hier war künstlerische Avantgarde im sogenannten Heimatboden verankert, um sich zugleich jeglicher Heimattümelei erfolgreich zu widersetzen.

Bei Lesungen war Walter selbst der beste Interpret seiner Dichtungen; er war nicht nur sprach-, sondern wortsensibel, „Hoch- und Tiefsprache“ gleichberechtigt einbeziehend. In einer Rezension nannte ich die Mundartanteile in seinen Texten „Dialektintarsien“.

Walters Frau Gerti sorgte als Lehrerin für das Fixeinkommen der Familie. Tochter Katharina wurde Schauspielerin und Sohn Linus zuletzt Postalm-Schigebietsunternehmer. Sein Herkunftsort Ebensee wurde unter „Lebenssee“ zum Titel von vier intensiven, als „Wellen“ bezeichneten, reich illustrierten autobiografischen Bänden im Klagenfurter Ritter Verlag, dem das große Verdienst zukommt, sich auf dieses monumentale Sprach- und Bild-Kunstwerk eingelassen zu haben – Walter sprach von „autoutopischem Biografföweak“. Eine an keiner Stelle provinzielle Provinz-Erkundung, die in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts ihresgleichen sucht!

Der auch bei Ritter verlegte großformatige Band „W. P. in Krumau & anderswo: Achsen des Augenblicks“ versammelt Lyrik, Prosa und Graphiken und erinnert mich an unsere gemeinsame Teilnahme am Internationalen Poesiefestival „Poezijos Pavasaris“ (Poetischer Frühling) 1993 in Litauen. Erstaunlich, wie es unserem Übersetzer Kestutis Navakas gelang, unsere poetischen Eigenheiten

ins Litauische zu bringen (aber er bewältigte ja auch Ernst Jandl und Friederike Mayröcker).

Apropos Vilnius: An sich sehr realitätsbezogen, wollte Walter über die Uhrzeit seines Weckers eine Verbindung zu Österreich aufrechterhalten und stellte sie nicht um. Eines Morgens saß die internationale Autorenschaft im Bus, um zu Auftritten nach Kaunas gebracht zu werden. Walter kam mit großer Verspätung – aber pünktlich nach österreichischer Zeit.

Das letzte Mal trafen wir uns in bester Stimmung bei einer sommerlichen Lesung von mir am Donaustrand in Linz-Urfahr – ein halbes Jahr vor Walters Tod.

*Samstag, 5. 8. 2023*





## O. P. Zier

geboren 1954, aufgewachsen in Lend/Pinzgau; als Schüler Radiodebüt mit 16 Jahren in der Ö3-Sendung „music-box“, mit 17 Jahren erste Publikation in der Zeitschrift „manuskripte“ des Forum Stadtpark, Graz; nach brotberuflichen Tätigkeiten seit Mitte 1979 freier Schriftsteller in St. Johann/Pongau und Eschenau/Pinzgau.

Zahlreiche Arbeiten für Hörfunk (Hörspiele, Features, Funkessays, Rezensionen etc.) und Fernsehen (Spiel- und Dokumentarfilme – Drehbuch und Regie) für ORF, Radio Bremen, Bayerischer Rundfunk, sowie für Zeitungen (Die Zeit, Salzburger Nachrichten, Die Presse, Der Standard) und Zeitschriften (profil, Literatur und Kritik, etc.); mehrere Literaturpreise.

Neben vielen Anthologiebeiträgen eine Reihe von Büchern: *Traumlos* (1977), *Der rettende Sprung auf das sinkende Schiff* (1988), *Andeutungen* (1994). Im Otto Müller Verlag: die Romane *Schonzeit* (1996), *Himmelfahrt* (1998), *Sturmfrei* (2001) und der Gedichtband *Vom Diesseits der Wünsche ins Jenseits ihrer Erfüllung* (2005). Im Residenz Verlag der Fotoband *Menschen am Land* (1981) sowie die Romane *Tote Saison* (2007), *Mordsonate* (2010) und *Komplizen des Glücks* (2015).

O. P. Zier

**Berichte eines Landeis**

Kolumnen aus vierzehn Jahren

Lektorat: Christoph Janacs

Gestaltung: Volker Toth

Druck: Jelgavas Tipogrāfija, Jelgava

ISBN 978-3-903516-05-2

© 2024 Edition Tandem, Salzburg | Wien

[www.edition-tandem.at](http://www.edition-tandem.at)

Gefördert von: Stadt und Land Salzburg,

Bundesministerium Kunst, Kultur,

öffentlicher Dienst und Sport